

Reiseskizzen

aus

Italien und Griechenland.*)

1. Fiesole bei Florenz.

Nachdem ich Venedig berührt, Padua und Bologna näher kennen gelernt hatte, machte ich längeren Aufenthalt in Florenz. Die an Kunst und geschichtlicher Erinnerung so reiche Stadt ist auch von der Natur ringsum mit seltenen Reizen geschmückt. Wo man sich in dem weiten Arnothale hinwendet, von jeder Höhe, von jeder malerischen Stelle des Flusstales genießt man reizende Aussichten. „Wer beschreibt“, sagt Leo in seiner Geschichte der italienischen Staaten, „die Herrlichkeit einer Aussicht über jene Kunststadt Toscanas und der Welt, über Florenz und den Garten ihrer Umgebung? Wer malt die äußere Begrenzung derselben von da an, wo Fiesole mit seinen freundlichen Thürmen herüberwinkt, bis wo die blauen Buckel der Luccheser Berge auf dem goldenen Hintergrund des westlichen Abendhimmels sich erheben?“

Schon beim Ausblicke vom Casino di Belvedere, dem am giardino Boboli gelegenen Fort des Befestigungsgürtels von Florenz, war in mir der Wunsch rege geworden, Fiesole, jenen so lieblich mit seinen Kirchen und Cypressen von Norden herüberwinkenden Punkt in der näheren Umgebung von Florenz zu besuchen, von wo sich ein berühmter Blick ins Arnothal bietet. Überdies hat Fiesole auch für den Geschichtskundigen Interesse. Ursprünglich Faesulae, eine altetruskische Bundesstadt, deren Ringmauern noch theilweise erhalten sind, fiel es mit der Eroberung Etruriens in den Machtbereich der Römer. L. Corn. Sulla machte die Stadt zu einer Veteranencolonie. Später wurde sie ein Stützpunkt der Catilinarier. Hier hatte C. Manlius einen Herd des Aufstandes gebildet und das Landvolk wie die Räuber aus den Bergen zum Anschlusse aufgefordert. Und als Catilina nach der denkwürdigen Senatssitzung vom

*) Die vorliegenden Reiseskizzen sind eigentlich nur eine Erweiterung und Ausführung von Tagebuchblättern meiner im Vorjahre nach Italien und Griechenland unternommenen Reise und insofern eine Darstellung eigener Eindrücke und Erlebnisse. Dabei sind solche Orte und Stätten des classischen Bodens ausgewählt worden, welche entweder durch landschaftliche Schönheit oder Eigenart hervorragen oder geschichtlich und kunsthistorisch von besonderem Interesse sind. In diesem Sinne sind diese Reisebilder vor allem für die Kreise der Mittelschulen berechnet und dies möge ihre Darbietung in einem Gymnasialprogramme rechtfertigen.

8. November 63 die Hauptstadt verließ, da begab er sich in diese Gegend Etruriens. Hier rief er sich selbst zum Consul aus, um auf die Meldung von dem Erfolge der Verschwörung in Rom gegen die Hauptstadt zu rücken. Im Mittelalter unterlag Faesulae dem mächtigeren Florenz, das von da ab die Herrschaft im Arnothale an sich riss.

Ein herrlicher Frühlingstag, wie man ihn nur in jenen gesegneten Gegenden am Südabhange des Apennin erleben kann, lockte zur Fahrt in die schöne Umgebung, ein Tag, der mich nach der in Padua und Bologna noch ausgestandenen Kälte mit dem südlichen Klima wieder versöhnte. Die Verbindung Fiesoles mit Florenz ist gegenwärtig bequem durch eine elektrische Bahn mit Oberleitung hergestellt. Die Abfahrt ist auf piazza S. Marco. Die Bahn fährt zunächst durch wenig belebte Straßen, in den nach der Erhebung von Florenz zur Hauptstadt Italiens (1864 bis 1870) neu geschaffenen Stadttheilen, und gelangt zur porta S. Gallo, wo ein 1738 errichteter Triumphbogen an den Einzug des Großherzogs Franz II. von Lothringen erinnert. Davor liegt auf dem weiten Platze (piazza Cavour) eine neu angelegte große Säulenhalle. Daneben ist auch der Wurstelprater der Florentiner, den sie parterre nennen, eine Parkanlage mit allerlei Buden und Volksbelustigungen, wo Soldaten, Arbeiter, Kindermädchen u. a. sich in lustigem Treiben ergötzen und auch dem trefflichen toskanischen Landweine huldigen. Die Bahn tritt bald an das linke Ufer des Mugnone, der selbst in diesen Tagen wasserarm war. Nach kurzer Zeit wird Villa Palmieri sichtbar, die jetzt einem englischen Lord gehört. Hier versetzt Bocaccio die sieben geistreichen Jünglinge und drei Jungfrauen, welche vor der Pest fliehen, die 1348 Florenz verheerte. Hier erzählen sie sich dann die in der Literaturgeschichte vielerwähnten Novellen des „Decamerone“.

Die Bahn steigt anfangs langsam und erreicht bald S. Domenico di Fiesole, wo der fromme Maler Fra Giov. Angelico da Fiesole vor seiner Übersiedlung nach S. Marco in Florenz als Mönch lebte. Gegenüber führt eine Straße nach der berühmten Badia di Fiesole, welche malerisch am Fuße des Berges von Fiesole hingelagert ist und als der reizendste ländliche Klosterbau der Renaissance angesehen wird. Bei S. Domenico führt links die alte Straße ziemlich steil, theilweise zwischen Mauern nach der Höhe; die Bahn folgt der neuen Fahrstraße, welche in langen Serpentinien mit prächtigem Rückblicke auf die reich bevölkerte Arnogegend ansteigt, dann in westlicher Richtung längs der Südseite der alten Stadtmauer von Fiesole hinführt. Man sieht noch mehrfach die Überbleibsel der alten Cyklopenmauer von Faesulae, dessen Umfang einst $2\frac{1}{2}$ km betragen haben soll. Reste der Mauern sieht man auch noch am nördlichen Abhange dieses Hügels, hier bis 8 m hoch und mit 2—3 m langen Blöcken. Die Bahn legt den letzten Theil des Weges in starker Steigung zurück und mündet auf der Südseite des weitläufigen, etwas geneigten Hauptplatzes von Fiesole. Es ist jetzt Bischofsstadt mit etwa 3000 Einwohnern, die sich größtentheils von Strohflechterei ernähren. Vom einfachen Fächer und Köfchen bis zu den feinsten „Florentiner“ Strohütten wird hier alles erzeugt und der Fremde von Jung und Alt durch Anbot dieser Erzeugnisse in allen Formen so recht belästigt.

Gegenüber der Haltestelle der Bahn liegt die Kathedrale, eine einfache dreischiffige Basilica, nach der Zerstörung des alten Fiesole durch die Florentiner (1028) aufgebaut. Östlich von dem Dome ist der Eingang zu den Ausgrabungen. Man gelangt zuerst zu dem oberwähnten, gut erhaltenen Stücke der alten Mauer, darauf zu dem seit 1873 ausgegrabenen alten Theater aus römischer Zeit. Das kleine Theater ist in den natürlichen Felsenabhang hineingebaut. Die Bühne war gegen Süden gewendet. Von dem Zuschauerraum sind 16 aus Quadern gebildete Sitzreihen in einem Halbkreise von 34 m Durchmesser fast ganz erhalten. Man unterscheidet genau die Zugänge und die Abtheilungen des Zuschauerraumes, dessen Rundung nach Norden einen schönen Blick ins Mugnonethal eröffnet. An der Orchestra sind die Abflusslöcher für das Regenwasser noch gut sichtbar. Die Begrenzung des Bühnenraumes ist deutlich zu verfolgen. Die ganze Anlage ist vielfach instructiv. Ich stieg mit meinem Reisecollegen die Stufen hinan, wir machten Sprech- und Leseproben, die überraschend gelangen, ähnlich wie wir es später in Athen und Epidaurus in der Halbinsel Argolis versuchten. Die Akustik bewährte sich selbst bei leiserem Sprechen ganz gut. An dem schönen Frühlingstage war das Herumwandeln in dieser antiken Stätte der Kunst, wo Veilchen blühten, ein eigenartiger Genuss. Herrlich ist der Blick ins Mugnonethal, durch welches gegenwärtig die neue Bahnlinie durch die Apenninen nach Faenza-Ravenna führt. Ist er auch nicht so umfassend, wie oben von dem Kreuze im Franziskanerkloster, so fesselt diese Aussicht in den großen Thalkessel des Apennin doch und man findet die alte Sage begreiflich, dass Atlas diese Gegend zuerst angebaut habe, damit hier alle Nachkommen Ruhe des Geistes, Erfrischung des Leibes und Heiterkeit des Herzens finden mögen.

Östlich vom Theater liegen die neuesten Ausgrabungen, eine Thermenanlage, deren Caldarium gut erhalten ist. Ich lernte dort zuerst die Art der Ausgrabungen kennen, konnte mich aber mit der fortwährenden Nachbesserung nicht befreunden. Wie man an Kunstsculpturen diesen Vorgang mit Recht aufgegeben hat, so erscheint auch die starke Ergänzung und Ausbesserung schlecht erhaltener Theile nicht richtig. Übrigens geschieht dies dermalen mehr an den communalen Verwaltungen unterstehenden Ausgrabungsstätten, für welche außer dem Localpatriotismus wie in Fiesole auch noch ein materielles Interesse in Betracht kommt.

Nach längerem Aufenthalte in den Ausgrabungen kehrten wir auf die piazza zurück und besuchten das museo antico, welches im Erdgeschoße des palazzo pretorio eine Sammlung von allerlei Gegenständen aus den Ausgrabungen enthält. Ziemlich reichlich ist der Hausrath vertreten: Löffel, Messer, Wachstäfelchen, Gefäße aller Art, Lampen, Leuchter, Urnen, Waffen, verschiedene Münzen u. a. m.

Im Restaurant Aurora nahmen wir im Freien eine Erfrischung, unter immergrünen Lauben mit herrlichem Ausblicke auf die Gegend. Der schöne Tag hatte zahlreiche Fremde hieher gelockt, unter denen die Engländer, wie immer im Frühjahr in Italien, den Haupttheil bildeten. Darnach stiegen wir an dem bischöflichen Palaste und dem Jesuitencollegium, welche die Westseite des Hauptplatzes begrenzen, vorüber zu

der berühmten Aussicht vor dem Franziskanerkloster empor. Hier lag einst die alte Akropolis von Faesulae, auf deren Grunde sich jetzt die alte Kirche S. Alessandro mit 15 antiken Cipolinsäulen und das Franziskanerkloster erheben. Von der Terrasse vor demselben, bei einer weithin als Wahrzeichen sichtbaren Pinie, genießt man eine weite und vortreffliche Aussicht, besonders schön gegen Sonnenuntergang. Vor sich hat man das weite Arnothal im Reize der südlichen Natur. Reiche Olivenhaine, Cypressen, Feigen, Lorbeer wechseln mit Weingärten und wohlgepflegten Feldern. Das Ganze erscheint wie ein Garten, in dem Villen und Ortschaften verstreut sind, reiche und malerische Bilder rings umher. Und in der Mitte des Kessels, zu beiden Seiten des Arno breitet sich das „schöne“ Florenz aus, überragt von dem Dome mit der prächtigen Kuppel, neben welcher der so charakteristische Thurm des palazzo vecchio hervorschaut. Im Süden erheben sich mäßige Höhenzüge. Im Osten bildet den Abschluss das Casentino, im Westen reicht der Blick hinüber zu den Ebenen, die sich nach Pistoja und Lucca ziehen und zu den Höhen des m. Albano, hinter dem die Berge von Carrara emporragen. Es ist eines der entzückendsten Stadtpanoramen Italiens.

Unserem Reisehandbuche folgend, stiegen wir vom Kloster direct den kürzeren Verbindungsweg nach S. Domenico herab. Der Weg lohnte sich aber nicht. Abgesehen davon, dass der Abstieg auf zum Theile schlechtem Wege nicht sehr angenehm war, ist der Weg auch noch meist mit hohen Mauern eingeschränkt und die Aussicht behindert. Letzteres ist ein Übelstand, mit dem auch Ausflüge in die nähere Umgebung Roms und anderer italienischer Städte verbunden sind. Von der Haltestelle bei S. Domenico führen wir dann mit der elektrischen Bahn nach Florenz zurück, voll der herrlichsten Eindrücke. Wahrlich, wer Florenz und das Arnothal von Fiesole aus gesehen hat, dem wird dieses herrliche Bild unvergesslich bleiben.

2. An der Tibermündung.

Lautlos an den Ufern rollen
Der Tiber Wogen trüg vorbei.
Man hört von fern der Unke Schrei
Und den Gesang der Grillen
Durch die Campagna schrillen

P. Heys e.

Ausflüge in die campagna di Roma, wie die Umgebung von Rom etwa seit dem 4. Jahrhundert n. Chr. genannt wird, fallen mit in das Programm einer italienischen Reise. Und wahrlich, sie bieten sehr viel des Eigenartigen und Interessanten. Der ganze Charakter der Landschaft, die Vegetation, die Menschen in ihrem Thun und Treiben sind so vielfach verschieden von unseren Anschauungen und Begriffen. Ich habe die römische Campagna wiederholt durchfahren und durchwandert und immer mehr habe ich ihre wirksamen Eindrücke empfunden. Unmittelbar vor den

Thoren einer großen, der ewigen Stadt, dem Mittelpunkte der katholischen Welt und der Hauptstadt des geeinten Italiens, die förmliche Wüste. Und doch wie ist dieses Wüstenbild so ergreifend, so ernst und groß!

Von den Partien in Roms Umgebung ist ebenso interessant als lehrreich eine Fahrt an die Tibermündung nach Ostia, einerseits wegen des landschaftlichen Charakters der Gegend, anderseits weil der Weg über eine einst sehr gut bevölkerte Gegend und in die Reste einer schon in der Königszeit gegründeten Stadt führt, deren Einwohnerzahl in ihrer Blütezeit auf 80.000 Menschen geschätzt wird, in der sich wie in Seestädten ein reges, wirtschaftliches und geistiges Leben entwickelte. Auch haben die Ausgrabungen von Ostia vielfach bedeutende Ergebnisse geliefert, so dass man nicht mit Unrecht von einem „zweiten Pompei“ gesprochen hat.

An einem Aprilsonntage fuhren wir zeitlich morgens im Anschlusse an eine Partie des deutschen Künstlervereines in Rom von unserem Standquartiere auf piazza Barberini ab und vereinigten uns mit der ganzen Gesellschaft auf piazza Venezia, dem für jeden Österreicher interessanten Platze in Rom. Dann fuhren wir um den Fuß des Capitols, am tarpejischen Felsen vorbei, von dem in alter Zeit Verbrecher zur Strafe herabgestoßen wurden; weiter an dem malerischen Rundtempel vorüber zur ripetta grande, wo die Tiberflotille ihren Standort hat und die flussaufwärts gekommenen Fahrzeuge gelöscht werden. Zur linken bleibt der Aventin, einst die Hochburg der römischen Volkspartei, jetzt ein stiller, vereinsamer Hügel; weiter rechts kommt der erst in nachrömischer Zeit entstandene monte testaccio (der Scherbenberg) zum Vorscheine, in dessen Nähe sich jetzt ein neues Stadtviertel erhebt. An der porta S. Paolo liegt, in die Mauer mit einbezogen, die Pyramide des Cestius, jenes eigenartige römische Grabdenkmal, das im Mittelalter als das Grab des Remus galt. „Öder Denkstein riesig und ernst“, singt Platen treffend von ihm.

Die Straße führt von hier in gerader Richtung an der cappella della separazione vorbei, wo laut Inschrift Petrus und Paulus sich trennten, ehe sie zum Märtyrertode giengen. Weiter liegt, 1½ Miglie von Rom, die prächtige Basilica S. Paolo fuori le mura, wohl die herrlichste Kirche bei Rom und vor ihrem Brande (1823) die größte der Christenheit.

Bald darauf tritt der Weg ganz in die Nähe des Tiberflusses. Die Gegend wird immer öder und einsamer. Man sieht verstaubte und halb verfallene Weingärtenhäuser oder die Hürden, in welchen das Vieh weidet; bei denselben kleine hölzerne Hütten, aus welchen der Hirt herauskommt, in seinem Schafpelze, den langen Stab unter die Achsel stemmend. Dort kommt uns ein anderer auf seinem halbwildem Rosse entgegen, dann wieder der Oberhirte, der Spitzhut und Lederkamaschen trägt, während sein Mantel frei über die Schultern fällt. Er hält die Stachelnlanze über dem Sattelknopf, die Flinte hängt am Rücken. Auch der Sonntagsjäger zeigt sich, denn die Campagna bietet allerlei Wild und der Römer übt gerne das edle Waidwerk. Drüben aber am rechten Ufer, wo ein halbverfallenes Lustschloss Leo X. emporragt, braust der Bahnzug vorüber und pfeift die Locomotive, der wundersamste Gegensatz zu der sonstigen Einsamkeit!

Bei der Halbweg-Herberge machte die Gesellschaft halt. Bis dahin hatten wir nur unter dem Straßenstaube gelitten; nun aber schlug das Wetter, das Regen drohte, um, und es erhob sich ein furchtbarer Sturm, der uns von Zeit zu Zeit in ganze Staubwolken hüllte und förmlich an das Wüthen eines Wüstensturmes gemahnte. Über den nächsten Graben, eigentlich eine schon um diese Zeit ausgetrocknete Flussrinne, führt eine antike Peperinbrücke zu den Hügeln von Decima, zu denen man über den Rest einer antiken Römerstraße hinaufgelangt. Auf der Höhe angekommen hat man weite Aussicht: vor uns das Gehölz von Ostia, weiter das Meer, die Tibermündung mit der *isola sacra*, Ostia, Fiumicino, hinter uns die Gegend von Rom, aus der die mächtige Peterskuppel als Wahrzeichen hervorragt. Weitere 3 Miglien führt der Weg durch dichtes Gestrüpp, das nicht viel über Manneshöhe erreicht. Diese *macchie* bilden hier weder Wälder noch Buschholz, sondern sind ungepflegtes Holz in wirrem Gestrüppe, auf sumpfigem Boden, wo die Herden Nahrung und Schutz suchend durchdrängen.

*Silva fuit late dumis atque ilice nigra
Horrida, quam densi complerant undique sentes;
Rara per occultos lucebat semita callis.*

Vergil, Aen. IX, 381 ff.

Am Ende dieses Waldes sieht man vor sich das heutige Ostia; links davon der große, tiefer als das Meer gelegene *stagno di Ostia*, ein durch Regenwasser gebildeter Sumpf, rechts die alten Salzgruben, deren Anlage schon auf den König Ancus Marcius zurückgeführt wird. Ein eigener Damm sichert die Fahrt über den sumpfigen Boden.

Bald erreicht man das heutige ärmliche Dorf Ostia. Wir fahren aber mit der übrigen Gesellschaft zunächst nach dem 2 Miglien entfernten Castell Fusano, einem Besitze des Fürsten Chigi, der gegenwärtig als Jagdgebiet an den König verpachtet ist. Das *casale* (Landhaus), ursprünglich ein *palazzo*, im 17. Jahrhundert erbaut und zum Schutze gegen die Seeräuber mit Thürmen und Schießcharten versehen, liegt in der Mitte eines großen, freien Platzes, der mit scharfluftenden Gräsern bewachsen ist. Ringsum dehnt sich in ziemlicher Erstreckung als Abschluss des waldigen Terrains, das sich im Sumpfboden von Lavinium herüberzieht, ein eingefriedeter Pinienwald aus, dessen Wipfeln beim Wehen des Windes einem wogenden, grünen Meere gleichen. Im allgemeinen erinnern die Pinienwälder an unsere Kieferhölzer, doch stehen die Bäume wegen der breiten Wipfel weniger dicht und die Wälder erreichen die Schönheit unserer Fichten- und Tannenwälder nicht. Selbst vielgerühmte große Pinienhaine wie z. B. bei Ravenna machen nicht den erwarteten Eindruck. Vom *casale* geht man auf schönem Wege mit Lavapflaster, das der antiken *via Severiana* entnommen wurde, zwischen immergrünen Bäumen und Sträuchern zum Meer bis an die Dünen, welche in jener Gegend die ganze Küste begrenzen.

Nach längerem Aufenthalte fahren wir nach Ostia zurück und begaben uns in die etwa 1 *km* meerwärts gelegenen Ruinen des alten Ostia. Schon unter der päpstlichen Regierung wurden hier Ausgrabungen veranstaltet, die namentlich unter Pius IX. zu interessanten

Ergebnissen führten. Die italienische Regierung setzt die Nachforschungen fort und hat einen Custoden zur Überwachung an Ort und Stelle, der auch die Führung der Fremden übernimmt. Die Besichtigung der Ruinen der alten Stadt erfordert wenigstens zwei Stunden, was auf die Ausdehnung der noch nicht vollständig bloßgelegten Stadt schließen lässt. Wir brauchten dazu fast 3 Stunden, weil wir von Sturm und Sand vielfach behindert wurden. Auf dem Wege zum Custoden sahen wir einige der ärmlichen Bauernhütten der Campagna. Sie haben Pyramidenform, bestehen aus einem Holzgerüste und sind mit Pfahlrohr, ohne jede innere Bekleidung, überdeckt, oben mit einem Kreuze geziert. Der Eingang ist die einzige Öffnung, durch welche auch der Rauch abzieht. Er ist so niedrig, dass man nur gebückt eintreten kann. Oft wohnen mehrere Familien beisammen, manchmal mit den Hausthieren unter einem Dache. Die Schlafstellen sind auf einer Art Gestell über dem Erdboden angebracht. Die Nahrung ist ärmlich, selbst an Wasser herrscht Mangel. Mühsam wird der Regen in Gruben gesammelt und das Wasser weit hergeholt. Schon die Gesichtsfarbe dieser Leute, die braungelb ist, die tiefliegenden Augen, der magere Leib verrathen die Wirkungen der Armuth und der grausamen Fieberluft. Neugierig kamen die Inwohner in ihrer eigenartigen Tracht heraus und bald stürmte uns eine Schar halberwachsener Kinder entgegen und verfolgte uns mit ihren üblichen Bitten um einen soldo bis zur Wohnung des Custoden. Hier verließen sie uns, um uns dann am Ausgangspunkte, den sie offenbar schon wissen, von neuem anzufallen und zu belästigen.

Das Aussehen der Ruinen von Ostia erinnert einigermaßen an Pompei, doch sind sie bei weitem nicht so gut erhalten. Am nächsten an Neu-Ostia liegt, jetzt in einem Einschnitte, die antike Gräberstraße, die auf beiden Seiten von Grabmonumenten eingeschlossen war. Sie lag vor der porta Romana, durch welche man das Stadtgebiet betritt. Zunächst trifft man auf eine Bäderanlage, rechts davon liegt die Kaserne der vigiles (der Wache) mit einer großen Zahl Gemächer verschiedener Bestimmung, im Hofe interessante Ehrenbasen römischer Kaiser. Westlich davon lag das Forum, der große Hauptplatz der Stadt, das ringsum mit Säulenhallen umgeben war. In der Mitte desselben stand ein Tempel, dessen Unterbau erhalten ist. Südlich daran grenzte das Theater, von dem noch beträchtliche Stücke der Bühne und der Sitzreihen aufrecht sind. Interessant ist das südwestlich davon gelegene Mithrasheiligthum. Es war für den Dienst des die Finsternis besiegenden Sonnengottes bestimmt, wie die Inschrift im Mosaikboden angibt. Noch sieht man im Innern, das jetzt zum Schutze gegen die Witterung überdacht ist, die Apsis, zu der man auf doppelter Treppe emporstieg und gemauerte Bänke für die Gläubigen. Weiter hin erblickt man die gewaltigen Reste des Jupitertempels, des einzigen Gebäudes, welches während des ganzen Mittelalters über dem Erdboden sichtbar war. Der Tempel stand auf einem gewölbten Unterbau, hatte eine doppelte Säulenhalle aus Granit und Marmor. Die Cella, wo man noch die Basis für das Götterbild sieht, war ein sorgfältiger Ziegelbau, das Innere war mit kostbarem, ausländischem Marmor bekleidet. Für die Größe des Baues ist u. a. bezeichnend, dass

die Tempelschwelle aus einem Blocke afrikanischen Marmors von 5 m Länge besteht. Noch viele interessante Gebäudereste bekamen wir zu sehen. Erwähnt seien nur die am Flusse gelegenen Reste alter Magazine, das Emporium, der Stapelplatz der Waren, die Vorrathskammern, wo noch 30 große in den Boden eingelassene Thongefäße vorhanden sind, die einst zur Aufbewahrung von Öl, Wein u. a. dienten. Weiterhin haben die neuesten Ausgrabungen eine uralte Mauer aus Travertinblöcken aufgedeckt, die man als die Reste der Umwallung aus der Zeit des Ancus Marcius ansieht. Träge und schmutzig strömt der Tiber vorüber und immer mehr verfallen seine Ufer. Schon ragen Mauerreste in den Fluss hinein, der sein Zerstörungswerk weiter fortsetzt, und der alte Hafen, dessen Bedeutung die Römer wohl zu schätzen wussten, ist verschwunden.*)

Vom Emporium gelangt man längs des Flusses zur sog. torre Bocacciana, einem im 15. Jahrhundert erbauten Wartthurme. Er bezeichnet ungefähr die Stelle der alten Tibermündung, ist aber jetzt fast eine Stunde von der Küste entfernt. Von ihm genießt man einen guten Ausblick auf die Umgebung: die *isola sacra*, den zweigetheilten Tiber, die Ruinen Portos, Fiumicino, Castell Fusano u. s. w. Weiter flussabwärts liegt die torre di S. Michele, die 1569 an der damaligen Tibermündung erbaut wurde, jetzt aber 1 Miglie davon entfernt liegt. Hieraus kann man das Wachsen des Tiberalluviums erkennen, welches alljährlich zwischen den beiden Tibermündungen bis 2 m weit vorrückt. Auf diese Weise ist die dazwischen liegende *isola sacra* noch weiterer Vergrößerung gewärtig. Ihre Breite beträgt etwa 1½ Stunden in der Richtung gegen die an der rechten Tibermündung gelegene heutige Hafenstadt Fiumicino, welche durch die Eisenbahn mit Rom verbunden ist. Die Insel selbst ist ganz verödet, nur der Aufenthaltsort von Herden und Büffeln, den größeren Theil des Jahres ein Fieberherd.

Bei heftigem Sturme wanderten wir aus den Ruinen nach dem heutigen Ostia zurück. Noch erinnert das Castell, welches im 16. Jahrhundert erbaut wurde, an die einstige Bedeutung dieses Ortes, welcher nach dem Untergange des alten Ostia zum Schutze der Tibermündung und Roms angelegt worden war. Die Stadt, welche schon während des Exils der Päpste in Avignon verfallen und entvölkert war, verlor endlich alle Bedeutung, als die rechte Tibermündung (1612) wieder hergestellt wurde. Das Aufhören der Salinenbenützung, die Malaria und die Unsicherheit der Gegend ließen den Ort vollständig veröden, der heute als ärmliches Dorf kaum 100 Einwohner zählt, von denen noch ein Theil im Sommer den Ort verlässt. An die frühere Bedeutung erinnert aber noch die Stellung des Bischofs von Ostia, welcher unter den 6 Cardinalbischöfen den höchsten Rang genießt und den neugewählten Papst consecriert. Doch wohnt er

*) Dass schon die Alten die Wichtigkeit der Anlage von Ostia gewürdigt haben, ersehen wir u. a. aus Dionys. Halik. III, 44: «*Ἐν δὲ τῷ μεταξύ τοῦ τε ποταμοῦ καὶ τῆς θαλάττης ἀγκῶνι πόλιν ὁ βασιλεὺς (Ancus Marcius) ἐντειχίσας, ἦν ἀπὸ τοῦ συμβεβηκότος Ὠστίαν ὠνόμασεν, ὡς δ' ἂν ἡμεῖς εἴποιμεν θύραν, οὐ μόνον ἡπειρώτιν, ἀλλὰ καὶ θαλαττίαν παρεσκεύασε τῆν Ῥώμην γενέσθαι καὶ τῶν διαπορτίων ἀγαθῶν ἔγενσεν*».

nicht hier, sondern in Velletri oder Rom. Nur an Sonn- und Feiertagen kommt ein Curat von Rom, welcher aber nach dem Gottesdienste die Kirche wieder schließt. Neben der Kirche des Ortes liegen verschiedene Wirthschaftsgebäude und daneben die ärmliche Osterie des Ortes, wohin wir uns vor dem Sturme zurückzogen. Die ebenerdige Gaststube war vom Rauche geschwärzt. An den 3 Tischen saßen mehrere Campagnolen, zwei davon mit den üblichen Ziegenfellen an den Schenkeln, nach italienischer Weise lebhaft sprechend und gesticulierend. Der Wirt führte uns über eine steile Holzstiege in die obere Stube, die mit dürftigem Hausrath eingerichtet war. In der Wiege schlief ein kräftiges Kind so fest, dass es trotz des lebhaften Lärmens von unten nicht erwachte. In einer Ecke war der Herd mit glühenden Kohlen. Die Wirtin deckte den etwas wackeligen Tisch; wir verlangten Wein und einen Imbiss. Nur Eier und etwas Käse waren vorrätzig. Wir sprachen mit der Wirtin über die Verhältnisse des Ortes, ihres Geschäftes u. a. Sie gab in dialectfreier Sprache gerne Auskunft. Als wir sie über das Fieber befragten, was sie dagegen thäten, ob sie einen Arzt holten oder eine Medicin gebrauchten, verneinte sie es. Mein College fragte dann: „Was thut ihr denn also?“ „Si muore, signore“ — Man stirbt einfach! Wahrlich, nicht rührender kann die ganze Resignation jener Campagnabewohner ausgedrückt werden, die von Geschlecht zu Geschlecht Opfer des tückischen Fiebers sind. Und leider ist noch immer nicht abzusehen, wann eine Änderung in jenen traurigen Verhältnissen der römischen Campagna zu erwarten ist, von der man nicht mit Unrecht gesagt hat, „es gebe in ihrem Gebiete weniger Familien als Häuser, weniger Küchen als Familien“. Von der prächtigen Basilica S. Paolo bis zum einst so blühenden Ostia trifft man nur wenige Gehöfte, von Castell Fusano bis porto d'Anzio nur einzelne Hirten mit ihren Herden. Schwer lastet die Campagna mit ihrer Öde und ihrem Fieber auf Rom und Italien. Die Versuche, die traurigen Verhältnisse derselben zu ändern, gehen schon in die päpstliche Zeit zurück. Auch die italienische Regierung hat in anerkennenswerter Weise Verbesserungen angebahnt. Allein Jahrhunderte lange Versäumnisse lassen sich nicht in kurzer Zeit gut machen. Nur eine stabile Bevölkerung, wie sie einst in den freien Gemeinwesen Latiums wohnte, neben einer Verbesserung des Anbaues, der Bewässerung und der Verkehrsverhältnisse kann im Laufe der Zeit Abhilfe schaffen. Alle Italiener werden dies mit Freude begrüßen; Maler und Dichter freilich, denen die Campagna immer wieder neue Motive für ihre ideale Thätigkeit liefert, werden es mit Schmerz empfinden.

3. Auf Capri.

O Napoli, du selige Stadt,
Wie blinken deine Zinnen,
Wie winkst du mit schimmernder
Berge Grat
Den wonnig entzückten Sinnen!

Und siehst du das duftige Fels-
eiland
Dort, wo zur Serenade
Die Wellen rauschen im goldnen Sand
Auf Capri's Felsengestade?

R. Hammerling.

Wenn ich aus den Fenstern meiner hoch gelegenen Wohnung in Neapel den Blick hinausschweifen ließ über den Golf und die Gegend,

da bot sich mir ein wahrhaft schönes Bild, das ich nicht oft genug schauen konnte und das bei jeder Tageszeit und bei anderer Beleuchtung wechselte in reizender Schönheit und Anmuth. Unmittelbar vor und unter mir die tiefer gelegenen Theile von Neapel mit der villa nazionale, deren Bäume mit ihrem saftigen Grün das Häusermeer beleben. Links unmittelbar die festungsartige Erhebung des Pizzofalcone, darüber hinaus des Abends die leuchtende Feuersäule des Vesuv sichtbar wurde. In weiterer Erstreckung die Berge der sorrentinischen Halbinsel mit dem monte S. Angelo. Rechts der villenbedeckte Höhenzug des Posilippo, an dessen Anfang abends der prachtvoll beleuchtete Eingang der grotta nuova di Posilippo herüberstrahlte. Auf dem Golfe meist reges Fischerleben, namentlich des Morgens, wenn zahllose kleine Barken und Segelboote dem Fischerwerke oblagen. Im Hintergrunde endlich, den Golf gleichsam abschließend, erschien die unvergleichliche Gestalt der „Sireneninsel“, das Felseneiland Capri, das so lieblich einladend herüberwinkte, dort Ruhe und Erholung zu suchen, die es so vielen schon geboten.

Ruhe hatte dort einst ein großer Fürst der Erde gesucht, der römische Kaiser Tiberius, welcher, schon ein Siebenziger, die letzten 10 Jahre seiner Regierung hier verlebte. Ihn freilich hatten noch andere Gründe auf diese Insel geführt, wie Tacitus hierüber in seinen Jahrbüchern erzählt: „Der Kaiser . . voll Widerwillen gegen die Municipien und Colonien und alles auf dem Festlande, zog sich nach der Insel Capreä zurück, welche durch eine drei Meilen breite Meerenge von den äußersten Punkten des Vorgebirges von Surrentum getrennt ist. Die Einsamkeit muss ihm wohl an derselben am meisten gefallen haben, weil das Meer rings umher ohne Hafen und kaum für mittelgroße Schiffe eine Unterkunft bietet; auch könnte niemand landen, ohne dass es der Wächter wüsste. Die Temperatur ist mild im Winter durch eine Bergwand, welche die rauhen Winde abhält; die Sommerszeit ist durch die freie Lage gegen Westen und das ringsum offene Meer ganz angenehm; die Aussicht gieng auf den so reizenden Meerbusen, ehe der Vesuv mit seinem Feuerausbruche das Aussehen der Gegend verwandelte. Der Sage nach hatten Griechen sie besetzt und die Teleböer Capreä bevölkert. Jetzt aber hatte sie Tiberius mit 12 großartigen Landsitzen besetzt und so eifrig er vormals den Staatsgeschäften oblag, ebenso überließ er sich jetzt heimlicher Ausschweifung und einer Böses brütenden Muße.“*)

Heutzutage ist die Insel das beliebte Reiseziel der meisten Fremden, welche Neapel besuchen; es verkehren auf Capri alljährlich 30.000 und in ihnen finden die Inselbewohner ihre wichtigste Erwerbsquelle. Die Verbindung mit Neapel ist durch Privat- und Postdampfer hergestellt. Der bequemste Dampfer geht des Morgens von Sta. Lucia, dem bekannten Fischerquartiere Neapels, ab, wo trotz der neuen Quaibauten und der Tramway noch immer wie zu Goethes Zeiten die Fischer mit Weib und Kind im Freien ihr Tagewerk verrichten und die frutti di mare zum Ver-

*) Annal. IV. 67. Augustus hatte die Insel, welche den Neapolitanern gehörte, im Jahre 29 v. Chr. gegen Ischia eingetauscht.

kaufe ausgedoten werden. Hier kommt wie am mercato und an der porta Capuana das Neapolitaner Volksleben am besten zum Vorscheine. In einer Barke fuhren wir zu unserem Dampfer, der nicht stark besetzt war. Die eigentliche Fremdenzeit ist ja Ende Juni schon vorüber. Kurz vor dem Abgange desselben kamen auch 2 Nonnen zum Schiffe, wir hielten sie für Reisegegnossinnen nach Capri oder Sorrent. Aber sie erschienen mit einer Sammelbüchse und verließen nach dem dritten Läuten kurz vor der Abfahrt wieder das Schiff, um nach Neapel zurückzukehren. Das Schiff nahm dann ziemlich rasch seinen Curs gegen Sorrent. Der Ausblick auf Neapel, dessen Lage und Größe vom Meere aus besonders gut ersichtlich wird, war sehr schön. Immer kleiner wurden die Conturen, schon blickte Camaldoli im Hintergrunde hervor. Unsere Aufmerksamkeit wendete sich aber bald der vor uns liegenden Gegend zu. Mächtig erhob sich links der Vesuv und lieblich erstrahlte im Morgenlichte der Kranz der an seinem Fuße liegenden Städte. Immer schärfer trat die sorrentinische Halbinsel hervor, links Castellamare, rechts Sorrent, die Geburtsstadt Torquato Tasso's. Die Lage der Stadt kann freilich ein poetisch veranlagtes Gemüth bezaubern.*) Von der Landestelle aus sieht man nicht viel von ihr. Das Ufer fällt steil ab, so dass eine Drahtseilbahn zur bequemeren Auffahrt hergestellt ist. Nur die riesengroßen Schilder und Aufschriften der verschiedenen Hotels verrathen uns, dass die Stadt Mittelpunkt eines großen Fremdenverkehrs ist, wo Engländer, Russen u. a. in der guten Luft und schönen Gegend den Sommer verleben. Das Schiff fuhr längs der Halbinsel hin, eine Schar Delphine blieb ihm schwimmend und springend zur Seite. Dann nahm es die Richtung gegen Südwesten, um sofort zur blauen Grotte zu fahren, wo eine Anzahl von Booten der Grottenbesucher harret. Man steigt in eines der kleinen Boote, das nur drei Personen aufnehmen kann. Da der Eingang mit seinem Scheitel kaum 1 m über dem Wasserspiegel liegt, so schlüpft man liegend mit dem Boote durch. Bei stark gehender See und besonders bei Nordwind ist die Einfahrt unmöglich.**)

Die Grotte, welche früher durch allerlei Spuk verschrien war, unter dem auch der Geist des Tiberius nicht fehlte, wurde bekanntlich durch August Kopisch (1826) wieder entdeckt. Die einfachen Worte, mit denen er dieses „Wunder“ im Fremdenbuche des Hotel Pagano auf Capri geschildert hat, sind noch immer die beste Beschreibung der vielbe-

*) Von Sorrent singt P. Heyse in seinen Idyllen:

Schön ist immer der Mai in Sorrent, am Strand, in den Gärten,
Über den Vignen am Fels, schön in den Gassen der Stadt;
Aber am schönsten um Mondaufgang, wenn um den gekrönten
Berg Sant Angelo falb dämmert der trauliche Schein,
Und auf Ischia drüben die letzte verglimmende Wolke
Ruht und dem alten Vesuv feierlich röthet die Stirn.

**) Im verfloßenen Jahre vermochte Kaiser Wilhelm II. anlässlich seines Neapler Aufenthaltes in die Grotte nicht einzufahren. Die See gieng so stürmisch und hoch, dass der Dampfer auf der marina piccola im Süden der Insel anlegen musste. Es ist schon vorgekommen, dass Leute, welche sich länger in der Grotte aufhielten, viele Stunden auf eine Gelegenheit zur Ausfahrt warten mussten.

wunderten Grotte: „Wir benannten diese Grotte die blaue (la grotta azzurra), weil das Licht aus der Tiefe des Meeres ihren weiten Raum blau beleuchtet. Man wird sich sonderbar überrascht finden, das Wasser blauem Feuer ähnlich die Grotte erfüllen zu sehen; jede Welle scheint eine Flamme. Sie ist des Morgens (von 8—12 Uhr) am schönsten, weil nachmittags das Tageslicht stärker und störender hereinfällt und der wundervolle Zauber dadurch gemildert wird.“

Die Grotte (56 m lang, etwa 30 m breit) dehnt sich nach der Tiefe hin und setzt sich in 2 Gängen fort. Alle Gegenstände, die Ruder, die Hand, die man eintaucht, erscheinen silberblau. Je tiefer man eindringt, desto satter wird das Blau. Zugleich mit uns fuhren 6 Boote ein. Alsbald erschien im Hintergrund ein junger Schiffer, der sich anbot, sein Kunststück des Eintauchens und Schwimmens zu zeigen. Natürlich gibt es nach italienischer Weise ein Handeln und Feilschen. Ursprünglich verlangt er 5 Franken, dann 3, lässt sich aber schließlich um 1 Frank herbei, entkleidet das Seebad zu nehmen. Der Körper erscheint wie aus bläulich leuchtendem Silber geformt. Geisterhaft blau sind die Wände, man ist wie in einem Feenpalaste mit blauem Feuerlichte. Tag und Nacht sind verschwunden, alles ist still wie in einer Schattenwelt und nur der Schlag der Ruder und die kleine Öffnung, der sich die Boote auf ihrer Rundfahrt wieder nähern, mahnen uns, dass wir wieder auf das Schiff zurück müssen. Unser Boot war das letzte, welches die Grotte verließ. Lebhaft hatte uns ihr Zauber erfasst, der wohl keiner Übertreibung bedarf.

„Im Hintergrunde,“ sagt Kopisch, „führt ein alter (jetzt verschlossener) Weg in den Felsen, vielleicht nach dem darüber liegenden Damecuta.“ Dort lag einst eine der 12 Villen des Tiberius.

Das Schiff fuhr nun längs der Küste, deren kahle Felsen schroff abfallen, zur marina grande, dem Hauptlandeplatz der Insel auf der Nordseite. An mancher unzugänglich scheinenden Stelle sieht man Kinder herumkriechen. Sie sammeln das Salz, welches hochgehende Wogen in den Felsenspalten zurücklassen. Bald gelangt man vorbei an den sog. Bädern des Tiberius, von denen noch Mauer- und Säulenreste zu sehen sind; endlich erreicht man die „banchina di Capri,“ wo das Schiff ankert. Hier erwarten uns die Landebarken. Die Capresen haben strenge Ordnung, das municipio di Capri hat eine amtliche tariffa festgesetzt, einzelne Hotels haben ihre eigene Barke.

Wir giengen — Mittag war vorüber — ins Hotel „Blaue Grotte,“ dessen Besitzer uns schon während der Überfahrt „geworben“ hatte. Und wir hatten es nicht zu bereuen. Die Lage auf einer vorspringenden Höhe unmittelbar am Meere, die guten Zimmer, die aus vielen Deutschen bestehende Gesellschaft ließen unsere Wahl als gut erscheinen. Während des Essens erschienen Korallenverkäuferinnen aus Capri. Sie trugen aber nicht die so kleidsame Tracht der Weiber aus Capri, sondern waren städtisch gekleidet, wie denn überhaupt die Mode in den einst so malerischen Trachten der einzelnen Landstriche Italiens sehr nivellierend auftritt. Merkwürdigerweise verstanden diese Frauen einzelne deutsche Worte und sprachen gewisse Phrasen, eine Folge des vielen Verkehrs mit deutschen Künstlern, die in

der Fremdencolonie von Capri das bedeutendste Element bilden. Gerne träumt die Capresin von dem pittore, der sie zu seinem Frauchen macht, wie von dem reichen inglese, der sie als lady ins Inselreich fortführt.

Nachmittag stieg ich nach dem eigentlichen Städtchen Capri empor. Gegenwärtig führt neben dem alten steilen Wege eine Kunststraße in Windungen hinauf. Ich schlug den ersteren ein. Es geht ziemlich mühselig empor über eine in den Felsen gehauene, mittelalterliche Treppe und über enge Wege zwischen Gartenmauern, über welche reife Feigen und Trauben appetitlich herüberblinken. Trotz der Hitze, welche den Schweiß in ganzen Perlen von der Stirne rinnen lässt, lassen wir uns die Freude nicht vergällen, die wir beim allmäligen Ansteigen im Ausblicke auf die Insel und den hinter uns liegenden Golf empfinden. Hier neben der Bucht auf dem Rücken der Anhöhe ziehen sich Gärten empor: das dunkle Grün der Feigen, das bescheidene Grün des Ölbaumes, die nach italienischer Sitte gezogenen Weinlauben fesseln unser Auge; darüber hinweg blicken die Häuser des Städtchens Capri herab. Rechts und links starre Felswände als Hintergrund. Dort rechts die dunkle Masse ist der monte Salaro (610 m ü. M.), die höchste Erhebung der Insel, der dieselbe in einen östlichen und westlichen Theil scheidet. In seine Seite ist die neue Kunststraße eingeschnitten, welche nach dem westlich gelegenen Dorfe Anacapri führt. Links auf jener kahlen Höhe wohnte zuletzt Tiberius in der Villa, die er nach dem höchsten der Götter benannte. Sie sollte das Endziel meiner Wanderung an diesem Tage sein.

Zuvor wollen wir aber kurze Umschau halten im Städtchen. Durch ein mittelalterliches Thor betreten wir den kleinen Hauptplatz. Die Aufschriften „Coiffeur“ und „Refreshementroom“ bezeugen die Bedeutung des Fremdenelementes. Dort lockt uns das Kaffee „Hidigeigei“ mit seinen Erinnerungen an den Dichter, der wiederholt hier den Mittelpunkt der deutschen Gesellschaft gebildet hat. Unter den zahlreichen Hotels erregt unser Interesse das Hotel Pagano. Sein Wahrzeichen ist eine mächtige Palme mit stolzer Krone. Das Innere des Hauses ist von eigenartiger Unregelmäßigkeit. Das Merkwürdigste aber sind seine Künstlererinnerungen; wirkliche Gemälde, Zeichnungen und Skizzen an Wänden und Thüren, ein großes Album voll drolliger Bilder und Carrikaturen. Ja, das Albergo Pagano hat seine Geschichte, es ist die interessanteste Künstlerherberge der Insel.

Von der piazza wanderte ich durch die Hauptstraße von Capri, den Corso di Tiberio, und weiter den gepflasterten Reitweg, der bald etwas ansteigt. Rechts bietet sich ein prachtvoller Blick nach dem Castell und den wunderbaren Felsenformationen der Insel, dem arco naturale und telegrafo. Links an einer Hausruine mit einer riesigen Agave und einer kleinen Kirche vorbei geht es bald eben, bald mäßig ansteigend weiter. Öfter begegnen uns Einheimische, welche nach Inselsitte ihr Gepäck tragen, die Weiber auf dem Kopfe, die Männer auf den Schultern. Auch Eseltreiber mit ihrem Langohr kommen uns entgegen.

Immer höher führt der Weg, an Gärten mit Wein, Feigen und Oliven vorbei, den schattenlosen Felsenpfad empor. Weiter und weiter öffnet

sich die Aussicht auf das Meer, die Golfe von Neapel und Salerno. Endlich sind wir an einem freundlichen Häuschen angelangt. Es ist eine ländliche Gastwirtschaft und trägt die Aufschrift: Salto di Tiberio. Ich trat an den salto, den Felsenvorsprung, von wo angeblich Tiberius seine unglücklichen Opfer herunterstürzen ließ.*) Der ganz senkrecht abfallende Felsen ist hier 227 m tief, man kann selbst trotz der aufgeführten Brustwehr kaum ohne Schwindel in die gähnende Tiefe blicken. Vergebens versuchte ich (nach Angabe der Reisebücher) einen Stein in das Meer hinabzuschleudern. Er fällt nicht in das senkrecht unten liegende Meer; die Winde zwischen der Insel und der gegenüberliegenden punta di Campanella (einst promontorium Minervae) lassen ihn im Bogen auf den kurzen Rand unter dem Abgrunde fallen. Eben fuhr unten ein größeres Ruderboot vorbei, in dem, wie ich später erfuhr, Engländer eine Fahrt nach Messina unternahmen. Wie ein Riesenspielzeug mit kleinen Puppen darin, so erschien von oben das Fahrzeug.

30 Schritte von der Osteria rechts liegt der antike faro von Capri, gegenwärtig noch 18 m hoch, der kurze Zeit vor Tiberius' Tode einstürzte.***) Links von der Wirtschaft führt dann der Weg zum Theile über Treppen zur sogenannten villa Jovis des Tiberius, die sich über die ganze Bergeshöhe erstreckte. Hieher soll sich der Kaiser nach Beseitigung des Sejan 9 Monate zurückgezogen haben, weil er sein Leben für noch nicht gesichert hielt. Gegenwärtig sieht man noch eine Menge von Gewölben, Corridoren, Mosaikböden und Architekturfragmente verschiedener Art. Eine gewisse Ähnlichkeit des Bauwerkes mit den Palatinbauten derselben Zeit ist unverkennbar. Eine alte Bäuerin, deren Sohn eines der Gemächer als Stall in Verwendung hat, begleitete mich und erzählte mir verschiedene Geschichten von Tiberius, die sie stets mit den Worten begleitete: „Si dice, ma qui lo sa?“ Sie führte mich auch in einen mit Mosaiksteinen ausgelegten Gang, durch welchen der Kaiser angeblich zu seinen Bädern gieng. Ich nahm zum Andenken die mir von ihr angebotenen Mosaiksteinchen. Hier konnte ich mich überzeugen, dass der Kaiser noch heute im Munde des Volkes fortlebt. Nicht, dass die Eingeborenen wüssten, wer „Timberio“ gewesen; wenn sie aber streiten, so rufen sie sich als einen mörderischen Fluch ins Gesicht: assassino di Timberio! Eine merkwürdige und traurige Erscheinung der Geschichte, dass ein Mann, der von Capri aus 10 Jahre lang die damalige Welt beherrschte, so im Fluchworte bei den ungebildeten Inselbewohnern fortlebt. Wahrlich, hier stürmen Vergleiche und Gedanken über Vergangenheit und Gegenwart auf den Besucher ein! Auf der höchsten Stelle der ehemaligen Villa (324 m ü. M.) steht jetzt die cappella S. Maria del soccorso, daneben die Wohnung eines Eremiten, der in freundlicher Weise einen Stuhl anbietet zum Genusse der

*) Sueton, Tib. cap. 62. Carnificinae eius ostenditur locus Capreis, unde damnatos post longa et exquisita tormenta praecipitari coram se in mare iubebat, excipiente classiariorum manu et contis atque remis elidente cadavera, ne cui residui spiritus quicquam inesset.

**) Sueton, Tib. c. 74. Et ante paucos quam obiret (Tiberius) dies turris Phar terrae motu Capreis concidit.

herrlichen Aussicht, die eines kaiserlichen Wohnsitzes wahrhaft würdig ist.

Von Bajae und vom sonn'gen Cap Misen
Bis an Sorrents Orangenschlucht
Siehst du das Meer von Häusern, unermessen
Hinflutend zwischen Myrtengrün,
Die Villen, ragend aus Cypressen,
Die hangenden Terrassen, kühn
Von Fels zu Felsen hingepannt.
Du hörst das Melodienspiel der Wellen
Indes der Erde Feuerquellen
Aufsprudeln aus dem flammenden Vulcane.
Vor dir den Wundergarten der Armida
Glaubst du zu seh'n, der aus des Sängers Liede
Ins Sein getreten

Fr. Gr. von Schack.

Lange genoss ich das herrliche und unvergessliche Bild, bis mich die vorgeschrittene Zeit zum Abstiege mahnte.

Nachdem ich meinen Namen in das Gedenkbuch des Eremiten eingetragen hatte, trat ich den Rückweg an und traf nach Sonnenuntergang wieder bei der Gesellschaft ein. Lange saß ich noch mit meinen Freunden und der deutschen Tischgesellschaft im Gespräche. Von ferne her grüßten in mattem Schimmer die Lichter Neapels, während die Feuersäule des Vesuv unheimlich und erhaben zugleich herüberleuchtete.

4. Paestum und Salerno.

Wenn man auf Capri von der Villa des Timberio, wie die Capresen sagen, nach dem ferne im Osten gelegenen Gestade den Blick wendet, so erreicht er bei heiterem Wetter die Gegend von Pesto (Paestum), eine der bedeutendsten classischen Stätten Italiens, wo Kunst und Natur im Vereine das Interesse des Reisenden erregen, welches noch durch geschichtliche Erinnerungen verstärkt wird.

Als ich am 9. Juli, einem Sonntage, in Pompei zeitlich morgens heruntergieng, um in der Veranda des „Hotel Suisse“ das Frühstück einzunehmen, da fand ich den Morgen noch schöner als an den vorhergehenden Tagen. Die köstliche Luft, die wunderbare Stille, die prachtvolle Morgenbeleuchtung nach einem spät abends niedergegangenen Gewitterregen; vor mir der herrlich beleuchtete M. St. Angelo, der mächtigste Gebirgsstock der sorrentinischen Halbinsel, rechts an seinem Fuße Castellamare, das alte Stabiae, davor die gut angebaute Sarnoebene und hinter mir der Vesuv mit seiner Rauchsäule; unwillkürlich erfasste mich angesichts dieser Eindrücke eine Sonntagsstimmung, wie sie uns der Dichter so trefflich und herrlich gezeichnet hat.

Bald meldete sich das Leben auf der am Hotel vorüberführenden Straße. Auch ich rüstete mich zur Abfahrt. Schon waren die frequentanten des deutschen archäologischen Institutes aus ihrem Hauptquartiere im altbekannten „Hotel del sole“ vorausgefahren, als wir in unserem ein-

spännigen Hotel-Cabriolet, das sonst nur unseres freundlichen Wirtes gewichtige Persönlichkeit zu führen pflegte, nach torre Annunziata, der nächst gelegenen Eisenbahnstation, aufbrachen. In 2 Wagenabtheilungen fanden sich Theilnehmer an Mau's pompeianischem Curse zusammen, und es entwickelte sich eine ganz lustige Fahrt, zu der auch die bekamten Eisenbahn-Musikanten der Neapler Gegend beizutragen versuchten.

An Pompei und Valle di Pompei vorbei fuhr der Zug durch die schöne und reiche Sarnoebene, dann nach Nocera de' Pagani, wo der Stifter des Templerordens Hugo de' Pagani geboren wurde. Jene Gegend war einst Schauplatz denkwürdiger geschichtlicher Ereignisse, namentlich in der Gothen- und Hohenstaufenzeit. Allmählich steigt die Bahn nach Cava dei Terreni empor, das seiner schönen Umgebung halber als Landaufenthalt bei Fremden und Neapolitanern beliebt ist. Die Strecke ist eine der prachtvollsten, die ich in Italien befahren habe. Nach einiger Zeit eröffnet sich ein Blick auf den tief unten liegenden Golf von Salerno, und von der hoch und aussichtsreich gelegenen Station Vietri führt die Bahn in starker Senkung durch Tunnels und über Gallerien, die zum Theile über der Kunststraße liegen, nach Salerno. Darauf senkt sich die Strecke mit prachtvollen Aussichten auf den Golf von Salerno bis Battipaglia, von wo die Abzweigung längs der Küste nach Pesto führt. Die Landschaft nimmt bald ein ganz anderes Gepräge an. Ebene, zum Theile angebaute Flächen wechseln mit Sümpfen, wo die Malaria den Sommer über herrscht. Herden von Vieh, vielfach auch von Büffeln, weiden hier; die Büffel lagen bei der Julihitze in den Sümpfen und streckten nur ihre Köpfe und Nasenlöcher empor, ein wenig erbaulicher Anblick. Die Ernte war vorüber, das Getreide war aufgehäuft und harnte auf im freien Felde geschaffenen Tennen des Drusches. Bald erreichten wir die Station Pesto, das alte Paestum, dessen Tempel schon von weitem sichtbar wurden.

Es ist immer ein eigenthümliches Gefühl, eine Stätte zu betreten, die eine tausendjährige Geschichte erlebt hat, und den Wechsel des Schicksals zu sehen, das aus einer einst blühenden Stadt und Gegend nunmehr eine öde und verlassene gemacht hat, in der nur die gewaltigen Reste einer großen Vergangenheit uns hieran gemahnen. Und ich kann nicht leugnen, dass ich dem Zauber der Ruinen von Paestum mit ihrer stillen Größe und Einfachheit mich nicht entziehen konnte, und ihr Eindruck wird mir unvergesslich bleiben.

Kaum möchte man glauben, dass diese vereinsamte Gegend einst der Sitz blühender Cultur und frisch pulsierenden Lebens gewesen ist. Dorische Griechen aus Sybaris hatten die Stadt begründet und sie dem Meeresherrn zu Ehren Posidonia genannt. Nach rascher Blüte unterlag sie den einheimischen Völkern Lucaniens und wurde theilweise zerstört. Nach den Kriegen mit Pyrrhus behaupteten die Römer jene Gegend und gründeten hier die Küstencolonie Paestum, welche sich im 2. punischen Kriege erfolgreich bewährte. Die Stadt war in römischer Zeit wegen ihres doppelten Rosenflores viel gefeiert.*) Schon im Beginne der Kaiser-

*) Vgl. Vergil Georg. 4, 119. — Ovid, Met. 15, 708. id Ep. ex Ponto 2, 4, 28. — Propert. 4, 5, 59. — Cic ad Att. 11, 17. — Martial 12, 31.

zeit aber war sie verfallen, und die Malaria hielt ihren Einzug. Im 9. Jahrhundert verheerten die Saracenen jene Gegend und zwangen die Bewohner zur Flucht ins Gebirge, wo sie eine neue Ansiedlung Capaccio vecchio begründeten. Die Normannen holten im 11. Jahrhunderte so manche Überreste der großen Bauten und verwendeten sie in Salerno, wo sie noch zu finden sind. Darauf verfiel die Stadt vollständig und war wie vergessen, bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein italienischer Gelehrter auf ihre Ruinen aufmerksam machte. Heutzutage ist die Gegend Zielpunkt eines lebhaften Fremdenverkehrs, und an Sonntagen herrscht ein reges Treiben, das zu der sonstigen Stille und Öde der Stätte lebhaft contrastiert.

Der Bahnhof liegt nahe an der Ostseite der alten, noch größtentheils erhaltenen Stadtmauer. Durch die porta della Sirena betritt man das Stadtgebiet und geht an einer Besitzung mit Landhaus vorüber bis zur Straße, welche die alte Stadt von Norden nach Süden durchschneidet. Nun liegen die Tempel frei da, links der Neptuntempel und die sog. Basilica, rechts der Cerestempel.

Die Hauptbedeutung von Paestum liegt in seinen Tempeln, welche unter den antiken Ruinen vielleicht nur denen in Athen nachstehen.

Der Tempel des Neptun, dessen Erbauung in das sechste Jahrhundert v. Chr. fällt, ist der größte und schönste von ihnen. Seine Länge beträgt 58 m, seine Breite 26 m. Er ist ein Peripteros mit eigentümlich gedrungenen dorischen Säulen mit 24 Cannellüren. Die Längsseiten hatten 12, die Querseiten 6 Säulen von etwa 2·27 m Durchmesser.*) Auf den Säulen lastet ein etwas schwerfälliger Architrav. Die kurzen Säulen, ihre gedrängtere Stellung sowie das schwere Gesims verleihen dem Tempel einen alterthümlichen, fast grandiosen Charakter, wie dies selbst aus Abbildungen ersichtlich wird. Eigenartig ist die Bildung der Cella, welche gleichsam das Peristyl in kleinerem Maßstabe wiederholt. Davon stehen als Reste 2 Reihen von je 7 Säulen; über ihnen erhebt sich eine obere Reihe kleinerer Säulen,**) auf denen das Dach ruhte. Man sieht noch Reste der Cellamauer und Spuren der ehemals an der Ostseite gelegenen Thür. Die Mauern der Cella setzten sich in 2 Vorhallen fort, welche von Pronaos und Opisthodom durch 2 Pfeiler getrennt waren, zwischen denen noch 2 Säulen stehen.

Der Tempel war einst, wie noch sichere Spuren beweisen, bemalt. Die jetzige schöne Goldfärbung des Gesteines ist mit der Zeit durch Oxydierung des Eisengehaltes im Bausteine entstanden. Ursprünglich waren Säulen und Wände mit Stuck überzogen, wozu das Baumateriale, welches Travertin aus der Gegend selbst ist, nöthigte.

Wie es Reisende hier zu thun pflegen, so nahmen auch wir im tiefen Schatten des vom vollen Sonnenglanze bestrahlten Säulenhofes einen kleinen Imbiss ein. Dann giengen wir zu dem südlicher gelegenen Tempel,

*) Dieses prächtige Peristyl entgieng wohl der Vernichtung nur deswegen, weil man die aus bloß 4 Stücken zusammengesetzten Säulen für spätere Bauten nicht verwenden konnte.

***) Dieser Tempel ist der einzige uns erhaltene griechische, der die doppelte Säulenordnung übereinander aufweist, und deshalb für die Geschichte des Tempelbaues von besonderer Bedeutung.

der sogenannten Basilica. Die Größenverhältnisse sind ungefähr die gleichen, doch weist die Ausführung des Baues auf eine spätere Zeit hin. Eine besondere Eigenthümlichkeit dieses Tempels sind die 2 Cellen, welche durch eine Säulenreihe in der Mittelaxe desselben gebildet waren. Vor beiden Tempeln lag wahrscheinlich das Forum der alten Stadt, worauf verschiedene Reste von Unterbauten hinweisen.

Nachdem wir andere Überreste, u. a. das sogenannte Amphitheater aus römischer Zeit besichtigt hatten, zogen wir uns vor dem mittäglichen Sonnenbrande in die ärmliche Osteria zurück, um dort auszuruhen. Man kann sich kaum einen größeren Gegensatz denken, als hier, wenn man voll erhebender Eindrücke sich plötzlich in die Nüchternheit einer ländlichen Gastwirtschaft Italiens versetzt sieht. Unter der Thüre des russigen Locales auf wackligen Stühlen und an gebrechlichem Tische sitzend, waren wir doch froh, wenigstens im Schatten zu sein. Wir verzehrten den Rest unseres Frühstückes und tranken Landwein dazu. Da wir Durst hatten, so empfahl uns die Wirtin eine *gazosa*, die aber nicht genießbar war. Trinkwasser gab es nicht, denn schon herrschte die Malaria, und die Wirtin erzählte uns, dass sie bereits jeden Abend mit ihren Leuten hinauf ins Gebirge gehe. Dies beweist den Charakter der Gegend, den so recht das Sprichwort kennzeichnet: *Quando canta la cicala — A Pesto c'è la peste.*

Nach der Mittagspause besuchten wir den nördlicher gelegenen, kleineren Tempel der Ceres, der einer späteren Bauzeit angehört als die beiden anderen. Von da giengen wir zurück längs der Hauptstraße und stiegen auf die Stadtmauer. Dieselbe hatte einen Umfang von 1 Stunde und 4 nach den Weltgegenden gelegene Thore. Wir wanderten der östlichen Mauer entlang, bis wir einen Totalüberblick der Tempel und des alten Stadtgebietes hatten. Hier kommt die erhabene Großartigkeit der Ruinen sowie die Einsamkeit und Öde der Gegend angesichts des in der Ferne erstrahlenden Meeres und des Kreises der Berge im Hintergrunde so recht zur Geltung. Da taucht die wehmüthige Erinnerung auf, dass diese herrlichen Tempel einst das Centrum einer blühenden Stadt in herrlicher Natur gebildet haben. Und wie es heißt, dass die Posidonier noch unter römischer Herrschaft jährlich ein Thränenfest feierten, wobei sie sich der alten Blüte der griechischen Epoche in ihrer Muttersprache erinnerten, so vermag der hier gewonnene Eindruck im Vereine mit den geschichtlichen Erinnerungen in dem empfänglichen Besucher nur mühsam ein Gefühl tiefer Wehmuth zu unterdrücken.

Auf dem Bahnhofe traf die Gesellschaft wieder zusammen und wir fuhren nach Salerno zurück, das im Norden des gleichnamigen Golfes amphitheatralisch ansteigend eine der schönst gelegenen Städte Italiens ist.*) Die Straßen der alten Stadt sind enge und unregelmäßig und überall gibt es Andenken an die frühere Zeit, als hier longobardische und normannische Fürsten und endlich die Hohenstaufen und Anjous herrschten.

*) Goethe nennt es eine „ganz einzig liebliche und fruchtbare Gegend. Wer wäre nicht geneigt gewesen, an diesem Orte zu studieren, zur schönen Zeit der blühenden hohen Schule?“

Die Kathedrale S. Matteo, 1084 von Robert Guiscard erbaut, hat durch die Restauration des vorigen Jahrhunderts wenig gewonnen. Der davor liegende Säulenhof ist mit 28 antiken Säulen aus Paestum umgeben. In seiner Mitte stand einst die große Granitschale, welche gegenwärtig im östlichen Theile der villa nazionale zu Neapel steht. Von den zahlreichen Sarkophagen und Grabmälern der Kirche bietet jedenfalls das meiste Interesse das Grab des 1085 in Salerno als Flüchtling verstorbenen großen Papstes Gregor VII.

Darnach wanderten wir der marina, jetzt Corso Garibaldi, entlang, wo sich ein vielfach an das Neapolitaner Leben gemahnendes Treiben entwickelte. Auch in den schon eröffneten Seebädern herrschte reges Leben. Gegen Abend machten wir uns auf den Weg, um auf der prachtvollen Kunststraße, welche die von Castellamare nach Sorrent in mancher Beziehung noch übertrifft, nach der schon erwähnten Station Vietri zu wandern. Die Straße steigt allmählich in schönen Windungen empor und bietet prachtvolle Blicke auf das im Hintergrunde liegende stattliche Bild von Salerno. Kein Maler könnte es schöner auffassen, wie die Stadt sich am tiefblauen Golfe ausbreitet und hinter ihr sich die Berge in herrlichen Linien aufbauen. In diesen Gegenden begreift man, warum die Maler nach Italien wallfahrten. Immer großartiger wurde die Landschaft beim Hinansteigen, bis an einer Einbiegung Salerno verschwand und sich nun bald ein anderes Bild in der engen Bucht von Vietri darbot. Vietri ist ein Städtchen von ca. 9000 Einwohnern in herrlichster Lage mit Promenaden und schönen Aussichten. Das Innere der Stadt hat das echt italienische Gepräge, enge, dunkle Straßen, vielfach stark ansteigend, bis sich von der großen Straßenüberbrückung der Blick in den Einschnitt mit der malerischen Bucht am Fuße eröffnet, die mit Fahrzeugen belebt war. Spät abends stiegen wir zu dem hoch über der Stadt gelegenen Bahnhofs empor, um die Rückfahrt nach Pompei anzutreten. Die Rückfahrt bei wunderbarer Abendbeleuchtung war entzückend, und in fröhlicher, gehobener Stimmung trafen wir spät abends auf „stazione Pompei“ wieder ein.

5. Von Brindisi nach Athen.

Die Fahrt von Rom nach Brindisi geht über Caserta und Foggia. Eilends flog der Zug durch die öde Campagna di Roma und die Volskerberge. In schöner Fahrt gelangten wir in die Campagna felice,^{*)} jene seit alten Zeiten als glücklich bezeichnete Gegend. Inzwischen hatte sich der Himmel eingetrübt, und als wir nach Caserta kamen, regnete es zum

^{*)} Goethe, Ital. Reise: „Wie die Gegend, worin Neapel liegt, den Namen terra di lavoro (nicht das Land der Arbeit, sondern des Ackerbaues) sich verdient hat und die ganze Provinz den Ehrentitel der glücklichen Gegend (campagna felice) schon Jahrhunderte trägt, so lässt sich wohl begreifen, wie leicht dort zu leben sein möge. — Schon Plinius, Hist. nat. III. 5, hält Campanien allein einer weitläufigen Beschreibung wert.“ — Seitdem ist ihr Ruhm in allen Sprachen gesungen und gepriesen worden.

erstenmale seit langer Zeit. Nach der Abfahrt sahen wir die schöne Gegend von Capua und Neapel, sahen den Vesuv, dessen Haupt in Wolken gehüllt war.

Von Caserta führen wir mitten in das Gebirge hinein; es ist eine oft romantische Gegend, besonders vor und bei Benevent. In einem 2600 *m* langen Tunnel durchbricht endlich die Bahn den Hauptstock des Gebirges. Danach wird die Gegend öde und traurig. Trotz Mitte Mai war es sehr kühl, so dass selbst die mitreisenden Italiener die Waggonfenster schlossen, was bei diesen an Zugluft gewöhnten Leuten zu verwundern war. Bei Foggia kommt dann die apulische Ebene zum Vorschein, so dass wir an diesem Tage Landschaften verschiedensten Charakters zu sehen bekamen. Von Foggia aus führen wir mit 2 Engländern; der eine war Officier, der nach Ostindien abgieng. Er sprach auch etwas deutsch, was man bei den in Italien reisenden Engländern so selten findet. Bald wurde das adriatische Meer sichtbar, und wir führen an Barletta, Bari u. s. w. vorüber nach Brindisi, wo wir spät abends ankamen und übernachteten. Den nächsten Tag — es war ein Sonntag — benützten wir, um Brindisi zu besichtigen. Die Stadt besitzt noch in ihrem Hafen und Castell Erinnerungen an frühere Zeiten. Sie war in römischer Zeit der Hauptüberfahrtsort nach Griechenland und ist es jetzt wieder geworden. Durch tüchtige Arbeiten hat man den neuen Hafen vor der Versandung so gesichert, dass er jetzt als einer der besten des Mittelmeeres gelten kann. Seine Tiefe bezeugt, dass die großen Ostindienfahrer bis dicht an den Molo heranfahren können, von wo man dann auf einer Leiter das Schiff besteigt. Die Anlage der Gebäude und Dächer, die Gärten, das Leben selbst, die Trachten der Bevölkerung verrathen süditalienisches Wesen. Letzteres wahrzunehmen hatten wir Gelegenheit bei dem pomphaften Einzuge des neu ernannten Erzbischofs, wobei u. a. Bruderschaften mit ihren verschiedenen Abzeichen und färbigen Überwürfen Spalier bildeten. Hervorragende Bauten besitzt die Stadt nicht, und auch die Überreste aus dem Alterthume, welche seit mehreren Jahren in der zu einem Museum eingerichteten ehemaligen Johanneskapelle gesammelt werden, sind nicht bedeutend. Von dem Castell, welches jetzt als Militärstrafhaus eingerichtet ist, hat man eine gute Aussicht über den alten Hafen, die Stadt und ihre Umgebung.

Schon vormittags hatte ich das Nöthige in der Lloydagentur besorgt, denn um 11 $\frac{1}{2}$ Uhr nachts sollten wir auf der „Vesta“ die Überfahrt nach Griechenland antreten. Abends trafen wir in unserem Gasthofe ganz angenehme Gesellschaft. Es war u. a. ein Grieche aus Samos da und ein italien. Weininspector, der in Klosterneuburg studiert hatte und in Brindisi angestellt ist. Beide sprachen sehr gut deutsch, und wir erfuhren von ihnen mancherlei über Land und Leute. Auch vaterländische Musik sollten wir hören. Wandermusikanten aus Kärnten spielten und sangen uns wohlbekannte Weisen. Sie bezeugten deutlich ihre Freude, wieder jemand aus der fernen Heimat zu sehen und zu sprechen. Das Los dieser wandernden Leute, die mit ihrer Kunst im Oriente ihr Brot verdienen, erscheint wahrlich nicht beneidenswert. Dies habe ich später in den Illissogärten zu Athen erkannt. Gegen 10 Uhr verabschiedeten wir uns von unserem freundlichen Gastwirte, einem Griechen, der uns unter Händ-

druck sein „*Xalqere*“ zurief und giengen nach der Lloydagentur. Der freundliche Beamte, ein Sohn des deutschen Viceconsuls in Brindisi, der uns seine reiche und wertvolle numismatische Sammlung sowie andere Alterthümer bereitwilligst gezeigt hatte, versprach, uns in seiner Barke mit auf das Schiff zu nehmen. Um 10 $\frac{1}{2}$ Uhr meldete ein wettergebräunter Matrose die Ankunft der „Vesta“, die auch bald mit dem Nebelhorne das Zeichen ihrer Einfahrt gab. Gegen 11 Uhr bestiegen wir die Barke. Es war ein eigenartiger Eindruck, in finsterner Nacht zwischen den ankernden Schiffen und Fahrzeugen im Boote dahin zu fahren. Es war nicht das angenehmste Gefühl, und ich war froh, als wir an der Schiffsstiege anlangten und ich, von der kräftigen Hand eines Matrosen gefasst, zum Schiffe emporstieg. Wir wandelten noch einige Zeit auf dem Verdecke umher. Dann giengen wir in die Cabine, um uns für die Nachtruhe einzurichten. Kurz vor der Abfahrt gab es viel Unruhe und Lärm. Das Raffen der Taue, das Aufziehen des Ankers, das Anfahren der Maschine, das Herumrennen der Matrosen auf Deck — alles das störte die Ruhe, bis endlich der gleichmäßige Gang des Schiffes und das monotone Stoßen der Maschine verrieth, dass wir außerhalb des Hafens im offenen Meere fuhren.

Zeitlich frühe erwachte ich wieder infolge des Lärmes, welcher durch das Scheuern des Schiffes verursacht wurde, und gieng auf das Verdeck. Wetter und See waren vollkommnn ruhig, strahlend spiegelte sich die Morgensonne in den sich leise kräuselnden Wogen, die Luft war von erquickender Frische. Bald wurden im Osten die Gebirgskette von Albanien sichtbar. Die Höhen waren meist kahl, in den Thaleinschnitten bemerkte man die Rinnsale der meist wasserarmen Gebirgsbäche, deren Mündung das reichlich abgelagerte Schottergestein verrieth. Auf der Küstengegend lag noch der Nebel, während die Spitzen der im Innern emporragenden Berge, vielfach noch mit Schnee bedeckt, im Sonnenscheine erstrahlten. Spärlich erscheinen Dörfer an der Küste verstreut. Allmählich vermehrte sich die Gesellschaft auf Deck; man wandelte auf und ab oder saß in Gruppen beisammen und machte es sich auf verschiedenen Ruhebänken bequem. Das Schiff fuhr in südlicher Richtung gegen Corfü, dessen Umrisse immer deutlicher sichtbar wurden. Schön gestaltet sich die Einfahrt in den breiten Sund: hier die grüne, fruchtbare Insel Corfü, dort die Höhen des Festlandes von Epirus. Die Insel hieß im Alterthum Kerkyra, wie sie auch jetzt wieder officiell genannt wird. Bei den Alten wurde sie übereinstimmend für das Land der heiteren und genussliebenden Phaeaken gehalten, wohin Odysseus auf seinen Irrfahrten gelangte. Die Wissenschaft stößt allerdings auf große Schwierigkeiten, die Angaben Homers mit der Beschaffenheit der Insel in Übereinstimmung zu bringen. Ihr Reichthum an Naturproducten wie ihr lebhafter Handel machte ihren Besitz auch in alter Zeit begehrenswert. Indirect war ja die Insel Veranlassung zu dem langen peloponnesischen Kriege, der so viel Elend über Griechenland und Athen brachte. Um 10 Uhr warf die „Vesta“ im Hafen von Corfü Anker, und wir benützten den längeren Aufenthalt des Schiffes zu einem Besuche der Stadt und ihrer nächsten Umgebung.

Die heutige Stadt Corfü (mit 30.000 Ew.) hat schon vielfach orien-

talischen Charakter, enge Straßen mit oft 4—5 Stockwerke hohen Häusern, flachen Dächern, aber reges Leben und viel Verkehr. Am lebhaftesten geht es in der Nähe des Hafens zu. In den verschiedensten Trachten drängen sich Bootsführer, Eseltreiber, Griechen, Türken, Albanesen, dazwischen griechisches Militär, das freilich nach unseren Begriffen wenig stramm erscheint. In der Nikephorosstraße steht die Kirche des hl. Spiridhion, eines cyprischen Bischofs aus Diocletians Zeit, dessen Leichnam hier aufbewahrt wird. Durch diese berganführende Straße gelangt man auf die Esplanade, einen großen, mit schönen Anlagen besetzten Platz, der sich zwischen Stadt und Festung ausdehnt. An seiner Nordseite erhebt sich der dreistöckige kgl. Palast, früher der Wohnsitz der englischen Lord-Obercommissäre, unter deren Verwaltung die jonischen Inseln von 1815—63 standen. Auf dem südlich von der Esplanade gelegenen freien Platze steht seit 1887 ein Marmorstandbild des griechischen Freiheitshelden Kapodhustria, gegenüber liegt das Gymnasium. Von hier führt am Ufer entlang die „strada marina,“ auf der sich bei schönem Wetter, namentlich des Abends, Einheimische und Fremde lustwandelnd ergehen. Auf ihr gelangt man in die südliche Vorstadt Kastrades, von der aus sich eine hügelige Halbinsel zwischen dem Meere und dem sog. See Kallikiópulo gegen Süden erstreckt. Dieser soll als hyllaeischer Hafen der Kriegshafen der antiken Stadt gewesen sein, welche nach den gefundenen Überresten südlich von der jetzigen Stadt gelegen war. Eine gute Straße, zu beiden Seiten von Olivenpflanzungen, Rosen- und Orangengärten besetzt, führt an das Südende der Halbinsel zu einem Aussichtspunkte, der noch aus der Zeit der Venetianer, welche die Insel über 400 Jahre behaupteten, den Namen Canone führt. Es ist ein wunderlieblicher Punkt mit prachtvoller Aussicht auf die mit Villen, Gärten und herrlichen Olivenwäldungen bedeckte Ostküste der Insel. Links liegt das offene, hier breite Meer, rechts die Bucht von Kallikiópulo. An ihrem Eingange liegt eine kleine Insel wie hingezaubert. Wegen ihrer Niedlichkeit heißt sie Pontikonisi, die Mausinsel. Sie gilt als das versteinerte Schiff des Odysseus, welches ihn von den Phäaken nach Ithaka gebracht hatte. Die Stille und Einsamkeit der Insel, die schönen Cypressen passen so recht zur Klosterstätte, wo jetzt einige Geistliche ihren Wohnsitz haben. Der im südlichen Theile der Bucht sich in den dort sumpfigen Busen ergießende Bach Kressidha wird als die Stelle gedeutet, wo Odysseus mit dem lieblichen Naturkinde Nausikaa nach seiner Strandung zusammentraf.

Leider mahnte die Zeit zur Rückkehr, und so fuhren wir auf einer Parallelstraße, beständig von Kindern verfolgt, die uns Rosen anboten, zur Stadt Corfü zurück. Im Hafen gieng die See hoch, mächtige Wellen thürmten sich, und unsere Barke gelangte nicht ohne Anstrengung der Bootsleute, deren Geschicklichkeit und Kraft ich bewunderte, zum Schiffe, wo sich inzwischen eine ganze Gesellschaft von Türken und Albanesen auf dem Zwischendecke mit Hab und Gut eingefunden und nach Landessitte eingerichtet hatte. Das Schiff fuhr nun in südlicher Richtung weiter. Nach dem Hauptessen, welches auf den Lloydschiffen um 5 Uhr stattfindet, gieng ich auf Deck und genoss den wunderschönen Abend. Immer mehr verschwanden die Conturen von Corfü; gegen Westen war das offene Meer, im Osten die

Küste von Epirus und die Höhen am Meerbusen von Ambrakia (j. Golf von Arta). Bald tauchten die Umrisse von Sta. Maura (Leukas) auf. Purpurroth gieng die Sonne im Westen unter, der Himmel war wolkenlos, der Sternenhimmel großartig schön. Da waren sie, die bekannten Sternbilder, die bei der Reinheit der südlichen Luft noch glänzender zu strahlten schienen. Bis 9 Uhr saß ich oben auf dem Verdeck. Dann wurde es kühl und feucht, und ich zog mich in den Speisesaal zurück, wo mehrere Herren der Schiffsgesellschaft im Gespräche beisammen saßen.

Um 4 $\frac{1}{2}$ Uhr morgens fuhren wir in den Hafen von Patras ein. Auf dem Schiffe entstand großer Lärm, weil die Mehrzahl der Passagiere hier ausstieg, um mit der Eisenbahn nach Athen weiter zu fahren. So erhob ich mich zeitlich, um die immer interessante Ein- und Ausfahrt in einem Hafenorte zu sehen. Patras, eine moderne Stadt von beiläufig 40.000 Einwohnern, hat eine sehr schöne Lage. Im Hintergrunde erhebt sich ein Kranz von Bergen, deren Abhänge mit Weingärten besetzt sind. In der Ebene um die Stadt liegen reiche Korinthenpflanzungen. Ist doch Patras die zweitgrößte Stadt des griechischen Festlandes und sein Hauptausfuhrort für Korinthen und Wein.*) Jenseits des korinthischen Meerbusens erheben sich die Berge von Akarnanien und Aetolien. Gegen Westen liegt die große Insel Kephallonia. Als wir den Hafen verließen, da glitt gegen Norden unser Blick nach der Heimat des edlen Duldners Odysseus, nach dem sagenumwebten Ithaka, dessen Berggestaltung mit der tiefen Einsenkung in der Mitte selbst aus der Ferne hervortrat. Das Schiff nahm dann südlichen Curs an der Insel Zante (Zakynthos) vorüber, die ob ihrer Fruchtbarkeit der Garten der Levante genannt wird. Leider hat sie durch das Erdbeben vor zwei Jahren sehr gelitten.

Unser Schiff war sehr vereinsamt. Sämmtliche übrigen Passagiere der ersten und die meisten der zweiten Classe waren in Patras ausgestiegen. Außer mir und meinem Freunde war nur noch ein Kaufmann aus Smyrna da. Ihren südlichen Curs fortsetzend fuhr die „Vesta“ längs der flachen Küste von Elis weiter. Wir sahen die Bucht von Katakolo bei Pyrgos, von wo man nach Olympia fährt. Im Hintergrunde erschienen die Hochgebirge von Arkadien, vielfach noch mit Schnee bedeckt. Weiter fuhren wir an dem Hafen von Pylos (j. Navarin) vorbei, dessen Bucht in der Geschichte des Griechenvolkes wiederholt eine Rolle gespielt hat. Hier hatten sich im ersten peloponnesischen Kriege die Athener festgesetzt, um den Kampf in das eigene Gebiet der Spartaner zu tragen. In den Befreiungskämpfen der Griechen wurde hier die türkische Flotte (1827) von der vereinigten englisch-russisch-französischen in kaum 2 Stunden fast vollständig vernichtet.

„Gebrochen war der Türken Tyranei,
Und von Athens, von Salamis' Gestaden
Bis zu der fernsten der Sporaden
Das Volk der Griechen wieder frei.“ —

*) In seiner Nähe liegen am Abhänge des Gebirges die Weinberge und Kellereien der „Achaia“, einer deutschen Actiengesellschaft, welche eine Veredelung der griechischen Weine beabsichtigt. Die Küfer sind meistens Deutsche. Die Gesellschaft hat einen Verschleiß ihrer Producte und eine Weinstube in Athen.

Weiter fuhren wir an Modhon vorüber, der Stätte des alten Methone. Der jetzt versandete Hafen war lange im Besitze der Venetianer, welche ihn gegen die Türken behaupteten. Bald erreichten wir die vor der messenischen Küste liegenden Inseln, deren Gegend wegen der Stürme in den Wintermonaten gefürchtet ist. Infolge des ruhigen Meeres fuhr die „Vesta“ durch den Sund zwischen dem Festlande und der Insel Sapienza, die wie so viele der griechischen Inseln ganz kahl und nur zuzeiten der Aufenthaltsort von Hirten mit ihren Herden ist. Dann gieng es um die Südspitze von Messenien, jetzt Cap Gallo. Weit drinnen in der Bucht zeigten mir die Schiffsofficiere die Lage des wichtigen Ausfuhrhafens von Kalamata. Spät am Abend passierten wir Cap Matapan mit seinem Leuchthurme, neben Cap Tarifa in Spanien der südlichste Punkt des Festlandes von Europa. Bereits war die Sonne zur Rüste gegangen, die Umrisse der fernen Berge verschwanden, in der Abendstille glitt das Schiff durch die ruhigen Fluten. Dafür sahen wir auf der „Vesta“ reges Leben. Mit Erlaubnis des Capitäns führten die auf dem Zwischendecke anwesenden Albanesen Nationaltänze auf, u. a. den auf der Balkanhalbinsel heimischen Kolo. Dabei fassten sie sich mit den Armen an den Schultern, sangen bald stärker, bald schwächer ihre so eigenthümlichen, theils feurigen, theils melancholischen Motive. Zuerst drehten sie sich langsam im Kreise nach dem Takte, dann sprangen sie auf, erhoben ein fast orgiastisches Geschrei, ja geriethen dabei förmlich in Feuer. Es war bei der umgebenden Stille, bei der Dämmerung und der spärlichen Beleuchtung auf dem Schiffe ein eigenartiger Eindruck. Wahrlich, es spricht aus dieser Art von Tänzen ein Stück Volksseele. Es scheint, als ob diese Leute ihr ganzes Dichten und Trachten in die Lieder und Tänze verlegt hätten. Und doch sind sie zur Zeit die echten Männer der That! Als ich am nächsten Morgen auf Deck kam, fuhr das Schiff schon längs der Südküste der Halbinsel Argolis. Bald waren wir im Meerbusen von Aegina, links zeigten sich die Gebirge der Argolis, rechts die Halbinsel Attika, an ihrer Südspitze die Insel Belbina und Cap Sunion. Es erschien Aegina mit dem Oros, bald auch im Norden Salamis und im Nordosten die Gegend von Athen. Immer deutlicher zeigten sich die Berge, welche die attische Ebene einschließen. Endlich erschien auch der Lykabettos und vor ihm die Akropolis, die alte Götterburg Athens.

„Ja, das ist Athen,

Die heil'ge Stadt, wo Kunst und Weisheit einst

Die Blütenkränze wanden, deren Duft

Hin über Hellas stob.“

Eine begreifliche Erregung erfasste mich, und das Schiff fuhr mir fast zu langsam. Galt es doch eine Stätte zu betreten, welche die Phantasie des Jünglings oft und viel beschäftigte, eine Stadt mit einer tausendjährigen Geschichte, ein Land, das ein Hort der freien Entwicklung des Menschenthums geworden ist, an dessen Geistesproducten sich Generationen gebildet haben und bilden werden. Endlich um 10 Uhr fuhren wir im Piräus ein und nach Abwicklung der Förmlichkeiten bei der Ankunft im offenen Wagen nach Athen, wo ich nun längeren Aufenthalt nahm.

6. Auf der Akropolis zu Athen.

Sowie ich am ersten Abende nach meiner Ankunft in Athen zur Akropolis emporgestiegen war, so benützte ich auch den letzten Morgen, um diese denkwürdige Stätte der Kunst und Geschichte zu besuchen und von ihr aus Abschied zu nehmen vom attischen Lande.

Es war ein schöner, herrlicher Morgen nach einem tags zuvor niedergegangenen Gewitter, dem einzigen, das ich auf griechischem Boden erlebt habe. Der Himmel war wolkenlos, die Luft von jener südlichen Durchsichtigkeit, bei welcher die Gegend vollkommen klar in ihren Umrissen hervortritt. Die benachbarten Berge erstrahlen im Schimmer der aufsteigenden Sonne, und ein leichter Wind weht uns vom Meere her angenehme, kühle Luft herüber. So wandern wir vom Constitutionsplatze an dem königlichen Garten vorbei, welchen eine kunstsinnige Fürstin dem steinigen Boden abgerungen hat, über den nach ihr benannten Amalienboulevard zu der am Südfuße der Akropolis entlang führenden Dionysiosstraße. Der langgestreckte, jetzt kahle Höhenzug zur Linken ist der Hymettos, von dem einst der berühmte attische Honig kam. Im Vordergrund ragen einige mächtige Säulen empor; sie gehören dem Olympieion an, jenem großartigen Tempel korinthischen Stiles, welchen der römische Kaiser Hadrian der von ihm geliebten Stadt ausbaute, die ihm sonst noch vieles verdankte. Bald treten zur Rechten die in den Felsen eingebauten Stufen des Dionysostheaters hervor, in dem so viele Musterwerke der dramatischen Kunst zur Aufführung gelangten, an denen spätere Dichter noch die Gesetze des Dramas entwickelt haben. Die Straße steigt etwas, und an dem Odeion des Herodes Atticus vorüber, den Museionhügel mit dem eigenartigen Denkmale des Philopappos im Vordergrunde, steigen wir den steilen Seitenweg zur Akropolis empor und stehen vor einem mit Gitter verschlossenen Thore, das uns einer der Invaliden öffnet. Es ist das Beulé'sche Thor, welches bis z. J. 1852 von Bastionen überbaut war und nach seinem Auffinder so benannt wurde. Wir treten ein und stehen vor einer mächtigen Treppeanlage, welche oben durch die Baureste der Propyläen abgeschlossen wird. Steigen wir nun hinauf zur erhabenen Götterburg, um uns zu erinnern, was sie einst war, als Perikles und Pheidias sie mit herrlichen Bauten und Kunstwerken schmückten, und zu sehen, was sie jetzt ist, nachdem Jahrhunderte der Barbarei über sie hinweggezogen, bis mit der wiedergewonnenen Freiheit des Griechenvolkes aus ihr eine der gebildeten Welt heilige Stätte der Kunst geworden ist.

Die Akropolis, welche von den Vorbergen der attischen Ebene am meisten gegen Westen gelegen ist, erhebt sich als steil aufragendes Kalkfelsenplateau bis 156 m ü. M. und hatte schon in alter Zeit nur auf der Westseite einen brauchbaren Zugang. In ältester Zeit war auf ihr der Sitz der Könige, und es ist bezeichnend, dass man nach der Errichtung des Königreiches Griechenland ernstlich daran dachte, auf der Akropolis das kgl. Schloss zu erbauen; so sehr beherrscht der Hügel das Land und ist des Sitzes des Landesherrschers würdig. Das freie Athenervolk aber

verlegte dahin den Wohnsitz der Götter und vor allem der weisen Landesgöttin Athena. Als Burgberg war ihr Sitz durch den steilen Felsen gesichert und nur vom Westen aus zugänglich, wo schon der Tyrann Pisistratus ein befestigtes Eingangsthor anlegen ließ.

Die große Freitreppe, welche später zu der Säulenhalle der Propyläen hinaufführte, ist in neuester Zeit vollständig bloßgelegt. Sie hat in ihrer unteren Hälfte Stufen, welche über die ganze Breite zwischen den beiderseitigen Umfassungsmauern hinlaufen, während weiter oben in der Mitte ein stufenloser Felsenweg frei bleibt, sodass hier also eigentlich zwei Treppen bestehen. Von der Treppe zur Rechten führen fünf kleine Stufen zu einem bastionsartigen Vorsprunge, auf welchem der später zu besprechende liebliche Tempel der Athena Nike sich erhebt. Links steht ein viereckiges, thurmartiges Postament, welches das im J. 27 v. Chr. errichtete Standbild des M. Vipsanius Agrippa, des bekannten Staatsmannes und Freundes des Kaisers Augustus, trug.

Die Propyläen, die wir nun in nächster Nähe vor uns haben, wurden im Jahre 437 v. Chr. unter der Bauleitung des Mnesikles begonnen und in fünf Jahren vollendet. Sie sind ganz aus pentelischem Marmor aufgeführt und gliederten sich einst in 3 Theile. In der Mitte befand sich eine doppelte Eingangshalle, von welcher rechts und links Flügel nach Westen vorsprangen. Der ziemlich gut erhaltene nördliche Flügelbau besteht aus einer Vorhalle mit drei Säulen dorischen Stils. Beiderseits bilden den Abschluss vortretende Steinmauern oder Anten. Durch eine Thüre treten wir in einen viereckigen Innenraum, die sog. Pinakothek, welche einst mit Gemälden von Polygnot und anderen Meistern geschmückt war. Der südliche Flügelbau war weniger umfangreich, von ihm sind nur zwei Säulen und die Hinterwand erhalten. Er war einst in den Thurm verbaut, mit welchem die fränkischen Herzöge, die im Mittelalter in den Propyläen ihre Wohnung aufgeschlagen hatten, den alten Prachtbau verunstalteten. Dieser sog. fränkische Thurm, welcher in allen älteren Bildern der Akropolis so bezeichnend aufragt, wurde im J. 1875 vollständig abgetragen. Die Mittel- und zugleich Eingangshalle zerfällt in eine westliche und östliche Hälfte. Die größere Westhalle besteht aus 6 dorischen Säulen von über 8 m Höhe, von denen die zwei mittleren weiter auseinander stehen. Von diesen Mittelsäulen führten zwei Reihen von je drei schlanken jonischen Säulen als weitere Einfassung des breiten Hauptdurchganges zu dem großen Portale in der Trennungsmauer, durch welches man in die östliche Halle gelangt. Zwischen den 6 Säulen führten durch die eigentliche Thorwand fünf Öffnungen, welche wir uns durch mächtige Flügelthüren verschließbar vorstellen müssen. Die Säulen trugen ein mächtiges Giebeldach, von dem verschiedene Deckbalken auf dem Boden herumliegen. Man staunt über ihre Größe und lernt ermessen, welcher Aufwand an Kraft und berechnender Geschicklichkeit zur Bewegung solcher Massen vom Pentelikon her bis auf die Burghöhe erfordert wurde.

So erhob sich der herrliche Thorvorbau (die Propyläen), „der glänzende Stirnschmuck der weithin ragenden Felsenkrone der athenischen Götterburg“, als der prachtvollste Profanbau der Akropolis, zu dem wir

auch nach der Zerstörung, welche Kriege und Zeit angerichtet haben, staunend und bewundernd aufblicken.

Treten wir aus der Osthalle in den inneren Burgraum, so erblicken wir unmittelbar vor uns eine sanft ansteigende, zum Theile mit Gras und Gestrüpp bewachsene Trümmerstätte, auf der Haufen von mächtigen Säulentrommeln, von Nesseln überwuchert, Marmorgebälk, Inschriftenbasen, gebrochene Capitäle u. a. in buntem Gewirre durcheinanderliegen. Rechts und links aber erheben sich die herrlichen Trümmer der zwei schönsten Tempel aus der Blütezeit Athens, hier auf mächtigem Unterbau der Parthenon, der Tempel der jungfräulichen Göttin Athene, in seiner Majestät und Einfachheit, dort dem größeren Theile nach in einer Einsenkung des Felsens das Erechtheion, vielgliedert und anmuthsvoll. Kaum können wir uns der ergreifenden Wirkung dieser Trümmerstätte entziehen. Unwillkürlich schweifen unsere Gedanken in eine längstvergangene, heitere Zeit des Griechenthums zurück, da

„Reichprangend, wie im Lenz der Mandelhain
Spross aus Penteles Marmorgruben
Empor ein Blütenflor von Stein . . .
Und Phidias und Myron sprühten
Die Glut der Seele in des Marmors Adern;
Lebendig wurden selbst der Wände Quadern
Im Kampfe der Centauren und Lapithen,
Und hoch von ihres Heiligthumes Dach
Sah Pallas nieder, ewig wach,
Um ihre Lieblingsstadt zu hüten.“

Fr. Gr. v. Schack.

Und statt der Trümmer erstehen vor uns zwei imposante Tempelbauten und auf dem freien Burgraume ein Wald von Statuen und Statuengruppen, eine Fülle von Weihgeschenken, eine Anzahl kleinerer Tempel und Kapellen. Pausanias, der vielbenützte Perieget aus römischer Zeit, gibt uns eine Unzahl von Monumenten an. Alle aber überragte das aus der Beute von Marathon errichtete eiserne Riesenbild der Vorkämpferin Athene, welches der große Pheidias geschaffen, eine Statue von angeblich 60 Fuß Höhe, welche, in voller Rüstung dargestellt, mit der blinkenden Lanzenspitze den Schiffen draußen auf der See weithin bis Cap Sunion entgegenstrahlte, deren ernstes Antlitz die Gothen Alarichs von der Plünderung Athens abgeschreckt haben soll. Noch zeigt man im Boden einen großen Felsausschnitt als die wahrscheinliche Stelle des Standbildes.

Rechts davon, auf dem höchsten Theile der südlichen Burgfläche, die Umgebung hoch überragend, stehen die Trümmer des Parthenon, des nach allgemeiner Ansicht vollendetsten Kunstdenkmals des Alterthums. Der Tempel wurde unter der Oberaufsicht des Perikles von den Baumeistern Iktinos und Kallikrates an der Stelle eines älteren von den Persern zerstörten Heiligthums erbaut und von Pheidias und seinen Schülern mit herrlichen Werken der Kunst geschmückt. Seine Vollendung scheint in das Jahr 438 v. Chr. zu fallen. Auf einem mächtigen, aus Quadern bestehenden Unterbau, zu welchem drei Stufen emporführen, erhob sich zunächst als äußere Umfassung des Gebäudekernes, der Cella, ein Kranz von 46 dorischen Säulen,

von denen an jeder Langseite siebenzehn, an jeder Front acht sich erhoben. Die Höhe dieser mächtigen Säulen, von denen noch 32 stehen, beträgt über 10 *m*, der Durchmesser unten 1·905 *m*, oben 1·48 *m*. Sie erscheinen schlanker als die des dorischen Stiles, haben aber einen geringeren Säulenabstand, auch ist die Ausladung ihres Capitäls nicht so wulstig. Während sie also einerseits frei und leicht ihr wuchtiges Marmorgebälk tragen, wahren sie andererseits den Charakter der Kraft und Würde, und man mag in ihnen eine Idealisierung der dorischen Formen erblicken. Innerhalb der Säulen war der von Quaderwänden umschlossene eigentliche Tempelraum, vor welchem durch je sechs innere Säulen, die etwas kleiner als die äußeren waren, eine westliche und östliche Vorhalle gebildet wurde. Darüber erhoben sich als Abschluss des Daches die Giebel in Dreiecksform, in deren Flächen berühmte Bildwerke des Pheidias in Marmor angebracht waren, von denen das im Osten die Geburt der Athene darstellte, wie sie aus dem Haupte des neben ihr sitzenden Zeus in voller Wappung hervorspringt, während Nike die frohe Botschaft der Welt verkündet. Der Westgiebel enthielt den Kampf der Göttin mit Poseidon um die Herrschaft über das attische Land. Rings um den Tempel, zwischen den etwas hervortretenden Köpfen der Querbalken (Triglyphen) des Dachstuhles befanden sich mit Hochreliefs geschmückte Platten, Metopen, im ganzen 92, welche (jede für sich als abgeschlossenes Bild) Thaten und Segnungen der Athene, Kämpfe der von den Athenern unter Theseus unterstützten Lapithen gegen die Kentauren, der Athener gegen die Amazonen und Kämpfe vor Troja darstellten.

Endlich war innerhalb des Säulenumganges oben an der Cellamauer der berühmte Fries von Pheidias, das Meisterwerk attischer Flachreliefs, angebracht, welcher wie ein Band herumlief und Gruppen umfasste, welche sich auf den feierlichen Aufzug der Athener beim Feste der Panathenäen bezogen.

Der innere Raum des Parthenon war durch eine Quermauer, deren Spuren noch jetzt im Fußboden sichtbar sind, in eine größere östliche und eine kleinere westliche Hälfte geschieden. Jene war die Wohnung der Göttin und hieß wegen ihrer Länge, welche gerade 100 attische Fuß (29·22 *m*) betrug, Hekatompedos. Durch eine schwere, nach innen zu öffnende Doppelthür, deren Spuren im Fußboden sichtbar sind, trat man aus der Osthalle ein, wo der Haupteingang des Tempels in alter Zeit war. Der Raum selbst war durch zweimal neun dorische Säulen in drei Schiffe getheilt. Im mittleren, im Parthenon im engsten Sinne, stand die über 12 *m* hohe, von Pheidias aus Gold und Elfenbein gefertigte Bildsäule der Athena Parthenos, welche von da an als Idealgestalt der jungfräulichen Göttin galt. Ihr Bild fesselte alle Blicke, prägte sich jedem in die Seele ein. Nur eine schwache Vorstellung können wir uns mit Hilfe von Nachbildungen davon machen. Im Athenasaale des großen Centralmuseums zu Athen steht eine 1879 in Athen ausgegrabene Athenastatue von 1·035 *m* Höhe, welche nach unseren sonstigen Beschreibungen als eine Marmornaebildung des Pheidias'schen Standbildes gilt. Darnach war die Göttin in voller Rüstung dargestellt. An ihrer linken Seite lehnt der

Schild, neben dem sich die Burgschlange emporringelt, und die Lanze. Ihre rechte Hand hielt die schwebende Figur der Siegesgöttin Nike. Die Statue bestand aus einem hölzernen Kerne, um welchen mit einer Masse die Elfenbeinplatten zur Darstellung der Körpertheile und darüber das goldene Gewand gelegt wurde. Man berechnet allein den Wert des Goldes auf 44 Talente Gold oder etwa 1,500.000 Gulden. Auf den oberwähnten Mittelsäulen und der Quermauer ruhte endlich das Dach, in welchem zur Erhellung des Raumes eine freie Öffnung war.

Jetzt ist freilich von der einstigen Tempelpracht nur noch ein geringer Theil zu sehen. Die Nord- und Südseite der Cella ist größtentheils verschwunden und ebenso die Bedachung. Die Giebel sind wohl erhalten, aber ihre Bildwerke sind fort, zum Theile zerschlagen, zum Theil von Lord Elgin nach London gebracht, wo sie den wertvollsten Bestand des britischen Museums bilden. Von den 46 Metopen ist die größere Hälfte zerstört, und die erhaltenen sind ebenfalls in England. Mehr ist von den Bildwerken des Frieses erhalten, von dem die Platten der Westfront noch an ihrer Stelle sind. 22 Platten befinden sich im Akropolismuseum, der Rest in London. Die ganze Anlage besteht aus zusammenhängenden Gruppen, welche sich auf den Festzug der Panathenäen bezogen. Die Bilder der Westseite zeigen uns, wie er sich an seinem Anfangspunkte ordnet. Reiter schwingen sich auf die Pferde, einige tummeln diese schon, andere suchen die feurigen Thiere zu bändigen, wieder andere besänftigen sie mit schmeichelnder Geberde, andere endlich legen Kleider und Schuhwerk an. Durch das Ganze geht ein Zug der Leichtigkeit, Lebendigkeit und Einfachheit. Ohne Zweifel war der Fries auch bemalt und in einzelnen Theilen mit Gold verziert.

Nun da wir das Gebäude in allen seinen Theilen betrachtet haben, wollen wir auf einer der Bänke, welche gegenwärtig in den Trümmern der Westcella stehen, ausruhen. Und unwillkürlich gedenken wir der Schicksale dieses herrlichen Bauwerkes. Durch sechs Jahrhunderte blieb der Parthenon der jungfräulichen Göttin geweiht. Bei ihm fand das Fest der Panathenäen, welches alle 4 Jahre von ganz Attika unter großen Festlichkeiten gefeiert wurde, seinen Abschluss. Dahin begab sich der Zug der Athener, dorthin wurde das Prachtgewand, welches attische Frauen webten, gebracht, dort wurden die Sieger in den Wettkämpfen beschenkt und gekrönt. Mit dem Verfall des Heidenthums verödete auch der Parthenon, und im 5. Jahrhunderte n. Chr. wurde er zu einer Kirche der Mutter Gottes geweiht, wobei der Haupteingang nach Westen verlegt wurde, während in die ursprüngliche Ostvorhalle eine Apsis mit dem Altare eingebaut wurde. Zugleich erhielt die Kirche ein Dach. Noch sieht man Spuren der christlichen Malereien im Nordwesttheile der Cella. Nach der Eroberung Athens durch die Türken wurde daraus eine Moschee, wobei in der Südwestecke ein Minarett erbaut wurde. Im Jahre 1687, als die Venetianer Athen belagerten, verschanzten sich die Türken auf der Akropolis, und im Parthenon legten sie ihr Pulvermagazin an. Durch Verrath erfuhren dies die Belagerer, und am 26. September abends 7 Uhr flog eine zündende Bombe in den Raum. Das feste Gefüge des Baues barst in zwei Theile, 300 Menschen kamen ums Leben.

Wie die Säulen aus der Mitte herausgeschleudert wurden, so liegen die mächtigen Trommeln wie Riesenleiber hingestreckt, die Kraft des verheerenden Pulvers bezeugend. Später bauten die Türken in den westlichen Trümmern wieder eine Moschee. Sie hatten für die künstlerische Bedeutung der Parthenonsculpturen kein Verständnis, und so gelang es zuerst dem französischen Botschafter Choiseul, einige Stücke für das Louvre zu erwerben, bis der englische Gesandte Lord Elgin mit einem Aufwande von 36.000 £ Sterl. den größten Theil der Giebelfiguren, der Metopen und Theile des Frieses nach London brachte, wo sie 1816 für das britische Museum angekauft wurden.

Nördlich vom Parthenon liegt das Erechtheion, welches nach attischer Sage die Stelle bedeckte, wo Athene im Kampfe mit Poseidon den Ölbaum schuf, während dieser mit dem Dreizacke eine Salzquelle eröffnete*). Die Göttin siegte, aber ihr Mitbewerber um das Patronat über die Stadt erhielt neben ihr einen Altar. Außerdem wurde hier Kekrops, der Stammvater und König der Athener, und seine Tochter Pandrosos verehrt und hatte auch Zeus eine Opferstätte.

In der Hauptsache war das Erechtheion, das in den Nothjahren des peloponnesischen Krieges (viell. 413—407) vollendet wurde, ein längliches Viereck mit einem Nord- und Südvorbau im Westen der Langseiten. Im Osten führen drei Stufen zu einer Vorhalle, von deren 6 jonischen Säulen noch fünf stehen, die nördlichste hat Lord Elgin weggebrochen. Der anschließende Innenraum war das Heiligthum der Athene Polias, wo ihr uraltes Standbild aus Olivenholz aufgestellt war. Hier brannte das ewige Licht. Durch eine Quermauer davon getrennt war das eigentliche Erechtheion oder Haus des Erechtheus und dahinter ein schmaler Raum, in dessen Steinboden vier Löcher gezeigt wurden als die Spuren des Dreizackes Poseidons, mit dem er den Salzquell schuf, jenen Brunnen, an dem die Alten bei Südwind das Rauschen der Meereswellen zu vernehmen glaubten. Darüber erhob sich der nördliche Vorbau mit 6 jonischen Säulen. Vier davon treten nach Norden vor, je eine trägt auf der Ost- und Westseite das Dach. Das ganze ist in seiner graziösen Leichtigkeit ein annuthendes Meisterwerk alter Baukunst. Vielfach hat die prächtige und wohl erhaltene Thüre, welche die Verbindung mit dem schmalen Westraume des Hauptgebäudes herstellte, in neuerer Zeit als Muster bei Neubauten gedient. Die Südmauer des Heiligthums ist von einem Pfortchen durchbrochen, von dem einige Stufen in den südlichen Anbau, die sog. Karyatiden- oder Korenhalle, hinabführen. Ihr Dach wird statt der Säulen von 6 Marmorstatuen getragen, welche überlebensgroße attische Mädchen darstellen. Sie stehen auf einer Brüstung u. z. vier mit dem Gesichte gegen Süden, je eine nach Westen und Osten. Ihre einfachen Gewänder zeigen reichen Faltenwurf, ihr Gesichtsausdruck vereint Ernst und Lieblichkeit. Mit ihrem kraftvollen Baue, ihren starken Schultern und Armen tragen sie spielend und leicht ihre

*) Herodot VIII, 55. *Ἔστι ἐν τῇ ἀκροπόλει ταύτῃ Ἐρεχθεῖος τοῦ γηγενέος λεγομένου εἶναι γῆος, ἐν τῷ ἐλαίῳ τε καὶ θάλασσά ἐστι, τὰ λόγος παρ' Ἀθηναίων Ποσειδέωνά τε καὶ Ἀθηναίην ἐρίσαντας περὶ τῆς χώρας μαρτύρια θέσθαι.*

Last. Die ganze Composition ist ebenso reizend erfunden als vortrefflich ausgeführt und daher von modernen Baukünstlern oft nachgeahmt. Auch von den Karyatiden ist eine nach London gebracht worden; an ihrer Stelle steht eine Terrakotta-Nachbildung.

Das Erechtheion wurde ebenfalls in eine christliche Kirche umgewandelt, was auf die Gestaltung des Baues einwirkte. Die Türken machten daraus einen Harem. Auch in unserem Jahrhunderte diente das Gebäude während der Belagerung der Akropolis durch Reschid Pascha als Frauenwohnung. 1827 wurde es durch eine türkische Bombe zerstört, wobei eine Anzahl vornehmer Griechinnen umkam. 1838 hat man den Bau aus den Trümmern soweit als möglich wieder hergestellt.

Östlich von den beiden Tempeln liegt ein freier Platz, auf dem allerlei Gebäudereste herumliegen. Die in der Mitte des Raumes gehören zu einem Rundtempel der Göttin Roma und des Kaisers Augustus. Rechts liegt in einer wohlgewählten Vertiefung das Akropolis-Museum, welches seit 1878 die Reste aller auf die Akropolis bezüglichen Sculpturen enthält. Es besitzt zahlreiche und wertvolle Erzeugnisse namentlich der älteren Kunstepochen. Neben den Stücken des Parthenonfrieses bilden die im großen Saale aufgestellten archaischen Statuen und Torsen die Hauptzierde des Museums.

Weiter an der Ostmauer wandelnd kommen wir zu einem Belvédère, von dem aus sich ein prachtvoller Ausblick auf die moderne Stadt und die hinter ihr liegenden Höhenzüge eröffnet. Unmittelbar unter uns liegen die Theile der neuen Stadt, das Schloss und der Schlossgarten, der unsere Stellung überragende Lykabettos, hinter dem das Pentelikon giebelförmig herüberraagt, wo man die Marmorbrüche gewahrt, aus denen in alter und neuer Zeit das Material für die Bauwerke Athens kam. Weiter links liegt das Häusermeer der Stadt, dahinter die attische Ebene und als ihr Abschluss der Parnes. Lange blicken wir hinab auf das liebliche Bild, das sich im Sonnenlichte zu unseren Füßen ausbreitet.

Längs der Nordmauer wandeln wir wieder zu den Propyläen zurück. In den Ruinen ist es still und einsam. Ein Gefühl von Wehmuth will uns beinahe beschleichen beim Scheiden von dieser Stätte. Wie anders war es, als der Götterdienst noch blühte, als das Volk Athens hier oben seine Festfeier zu Ehren der Göttin begieng! Drunten im Kerameikos sammelte sich der Zug. Priester schritten an seiner Spitze, hinter ihnen die Opferthiere, auch sie im Festesschmucke. Die in Athen ansässigen Metöken bringen Opfergeräthe und Gefäße. Dann schreiten im Zuge auserlesene Jungfrauen aus vornehmen Geschlechtern, mit Körben auf den Köpfen, in denen sie Gerste, Honig und Opferkuchen tragen. Und nun folgt auf einem Wagen, vielleicht am Maste eines Schiffes, das sich auf Rädern fortbewegte, das Prachtgewand der Athene, welches Jungfrauen gewebt und mit Gold gestickt hatten. Dann kamen Jünglinge, Männer und Greise, hinter ihnen die Siegespreise, Olivenkränze und Amphoren, gefüllt mit Öl von den der Athene heiligen Olivenbäumen.

Unter Gesang und Musik bewegt sich der Zug, in dem sich die Pracht und Herrlichkeit eines kräftigen Gemeinwesens verkörpert, zur Akropolis hinauf. Eine freudige Menschenmasse erfüllt die Straßen, durch

die er zieht. Alles ist in Feierkleidern. Oben angekommen nimmt der Zug Aufstellung vor den großen Tempeln. Das Opferfeuer auf dem Altare wird angezündet, die Thiere geopfert. Rauschende Paeane zu Ehren der Landesgötter ertönen. Endlich spricht ein Herold mit lauter Stimme das Gebet für das Heil der Allathener . . . Noch erglänzt die Götterburg wie einst im Sonnenscheine, noch ist Freundlichkeit und Lieblichkeit über das Land ausgebreitet wie ehemals. Aber der Zug der Panathenäen erscheint nicht mehr. Seine Theilnehmer sind dahingegangen, sie sind in die Gräber gestiegen unten im Kerameikos am Dipylon.

Durch die Propyläen steigen wir über die Treppe links hinab zum Niketempel. Er ist klein und zierlich, hat gegen Osten und Westen eine Vorhalle von je vier schlanken jonischen Säulen, unter dem Dache läuft ein Fries mit stark verstümmelten Relieffiguren. Der kleine Tempel, welcher sich neben den mächtigen Propyläen wie ein Kind neben der Mutter ausnimmt, ist ein reizender Bau voll Ebenmaß und Zierlichkeit. Die Zeit seiner Ausführung ist nicht bestimmt anzugeben. Er war im Stile des älteren Jonismus ganz aus pentelischem Marmor ausgeführt. In den Kriegen Venedigs mit den Türken wurde er von einer Bombe zerstört, aber 1835—36 stellten ihn kunstverständige Hände — es waren die Deutschen Roß, Schaubert und Hansen — nach Beschreibungen von Reisenden, die ihn gesehen hatten, aus eingemauerten und umhergestreuten Bruchstücken wieder her.

Und wenn uns etwas beim Scheiden von der Akropolis, der stolzesten und reichsten Ruinenstätte von ganz Griechenland, versöhnt, so ist es der wundervolle Ausblick von der Terrasse des Niketempels, der in malerischem Wechsel ein reizendes Bild von Land und Meer bietet. Unmittelbar vor uns die Felsenstufen der Pnyx, wo die Athener ihre Volksversammlungen hielten; rechts davon der zerklüftete Felsen ist der Areopag, wo das höchste peinliche Gericht der Athener seine Sitzungen hielt und wo Sophokles das Geschick des Oedipus enden lässt, links der Museionhügel mit dem thurmartigen Monument des Philopappos. Darüber hinaus erblickt man die Bucht von Phaleron, die Höhe von Munychia und daneben den Piraeus mit seinem Wald von Masten, davor die Insel Salamis. Weiter rechts erscheint Akrokorinth und die Berge des Peloponnes, weiter die Berge von Megara, der Aegaleos, Parnes und in der Ebene der attische Ölwald. Im Südwesten liegt der breite saronische Meerbusen mit der Insel Aegina, in deren Hintergrunde sich die argolischen Berge erheben. Und weiterhin gegen Süden, bis in die Gegend von Sunion, dehnt sich das schimmernde Meer aus, das einst die Flotte des Xerxes zur Schlacht von Salamis trug.

Besonderen Reiz gewährt dieses Bild bei Sonnenuntergang. Trefflich hat es Byron im 3. Gesange des Korsar also geschildert:

„Langsam versinkt, im Scheiden doppelt schön,
Die Sonne westlich von Morea's Höh'n,
Nicht, wie im Norden, fahlen Angesichts,
Nein, wolkenlos, ein Brand lebend'gen Lichts!
Auf stiller See die gelben Strahlen glüh'n
Wie zitternd Gold auf dunklem Wogengrün.

Auf Hydhra's und Aegina's Felsen lacht
Der Gott der Freud' ein letztes „Gute Nacht.“
Hier, wenn auch seiner Tempel Pracht verschwand,
Verweilt er gern und grüßt sein Heimatland.
Forteilend küsst der Berge Schattenriss
Dein glorreich Meer, unsterblich Salamis!
Um blaue Höh'n ein tief'rer Purpur glimmt,
Der sanft mit weichem Abendlicht verschwimmt,
Bis leiser Farbenduft der Gipfel zeigt,
Wie sich zum Ziel die Bahn des Gottes neigt,
Bis Erd' und Meer verdunkelnd er im Nu
Fern hinter Delphi's Riff versinkt zur Ruh!“

Und derselbe Byron nennt die Akropolis ein Wunderreich, eine Zauberöde, wohin allzeit der Pilger* zu den Trümmern ihrer einstigen Pracht wallen werde. Gewiss, wer einmal kundigen Sinnes und offenen Herzens dort oben gestanden hat, dem wird dieser Anblick immerdar im Innern haften, ein unvergänglicher Gewinn für seine Lebenszeit!

7. Durch den Canal von Korinth.

Neben der großartigen Unternehmung des Suezcanales, dessen Eröffnung von hervorragender Bedeutung für das gesammte Handels- und Verkehrswesen zweier Welttheile geworden ist, und des noch großartiger geplanten Durchstiches der Landenge von Panama nimmt der im verflossenen Jahre (24. August) eröffnete Canal von Korinth nur eine bescheidene Stellung und Bedeutung ein. Und doch gebürt der Idee seiner Durchführung zeitlich bei weitem der Vorrang.

Schon während der römischen Herrschaft zur Zeit Cäsars, dann unter Nero und Hadrian plante man eine Durchstechung der Landenge von Korinth an dieser Stelle. Die damalige Zeit, so Großartiges sie auch unter den Römern in Bauten leistete, war gleichwohl für solche Werke nicht gerüstet, und so blieben die Arbeiten, die namentlich unter Nero eifrig gefördert worden waren, unvollendet. Schon in älterer Zeit wurde das Bedürfnis nach einer Abkürzung des Seeweges von Italien nach dem ägäischen Meere empfunden, um so lebhafter, als bei der unvollkommenen Art der Schifffahrt die Umsegelung des stürmischen Vorgebirges Tænaron (Cap Matapan) mit besonderen Schwierigkeiten verbunden war. Daher hatte man den sog. Diolkos, eine Art Schleppbahn, von Lechæon nach Kenchreæ angelegt, auf welcher Fahrzeuge aus dem korinthischen Meerbusen in den Golf von Aegina geschafft werden konnten.

Die alte Stadt Korinth lag nicht am Meere, sondern etwa 1 Stunde landeinwärts am Fuße von Akrokorinth, dessen Höhe als beherrschender Punkt der Gegend in alter und neuer Zeit hervorragende Bedeutung hatte; deshalb galt Korinth in alter Zeit neben Magnesia und Chalkis als eines der drei Bollwerke Griechenlands. Die Stadt hatte schon in alter Zeit und auch später von Erdbeben zu leiden. Das letzte große Erdbeben im

J. 1858 vernichtete das später entstandene Dorf gänzlich, und die Bewohner siedelten sich etwa 2 Stunden nordöstlich unmittelbar am korinthischen Meerbusen an. Neukorinth ist ein ziemlich regelmäßig angelegtes Städtchen von etwa 5000 Einwohnern, welches als Knotenpunkt der peloponnesischen Bahnen Entwicklung verspricht.

Zur Zeit meines wiederholten Aufenthaltes merkte man auf dem Bahnhofe das fremdländische Element, besonders die Franzosen, sehr bedeutend, was mit den zahlreichen Beamten zusammenhieng, die an der Canalunternehmung betheiligt waren.

An einem Sonntage anfangs Juni fuhr ich von Nauplia am Golfe gleichen Namens an einem wunderschönen Morgen ab. Der Zug führt an den Cyklopenmauern von Tiryns vorüber, die mir so lebhaftes Interesse abgerungen hatten, nach Argos und Mykenæ. Immer weiter verschwand im Hintergrunde Nauplia mit dem Palamidi, bis es auf einmal mit dem Burgberge der Pelopiden auf Mykenæ aus dem Gesichtskreise entschwand. In Argos hatte ich eine nur für den Reisenden in fremdem Lande begreifliche Freude, vaterländische Officiere in ihren vertrauten Uniformen zu sehen. Es waren, wie uns im Zuge mitfahrende griechische Unterofficiere erzählten, Mappirungsofficiere, die vom militär-geographischen Institute in Wien der griechischen Regierung behufs kartographischer Aufnahme des Peloponnes zur Verfügung gestellt waren. Interessant war die Unterhaltung mit den drei griechischen Unterofficieren, welche uns über die Truppeneintheilung, Chargen u. s. w. Auskunft gaben. Sie wunderten sich nicht wenig, dass wir die altgriechische Sprache verstünden. Als wir gar dem einen, der von der Insel Amorgos stammte, von seinem Landsmann-Dichter Simonides und dessen Schmähschrift über das weibliche Geschlecht erzählten, da kannte das Staunen der guten Leute keine Grenzen.

Mittags langten wir in Korinth an, wo wir das Essen auf dem Bahnhofe nahmen. Darnach beschlossen wir über den Isthmos, beziehw. durch den Canal zu wandern. Unmittelbar vom Bahnhofe führt ein Fahrweg längs der Eisenbahn nach Posidonia, dem am korinthischen Meerbusen gelegenen westlichen Einfahrtshafen des Canals. Hafendämme von 250 m Länge mit 2 Leuchttürmen schützen die Einfahrt. Doch ist die Befürchtung rege geworden, dass große Dampfer, namentlich bei Nordwinden, in Winterszeit hier nicht ohne Gefahr einfahren könnten. Auch haben die von mehreren Regierungen entsendeten Commissäre die Erklärung abgegeben, dass der Canal derzeit für große Fahrzeuge wegen zu geringer Fahrwassertiefe unpassierbar sei. Hinter Posidonia betraten wir die Sohle des Canals, der um diese Zeit zum größten Theile fertig war. Schon im J. 1881 hatte eine französische Gesellschaft mit den Arbeiten begonnen, die sich aber infolge unerwarteter Schwierigkeiten des Gesteines verzögerten. Infolge dessen sowie aus nationalem Eifer trat 1889 eine griechische Gesellschaft an die Stelle. Um die Bedeutung des Unternehmens, welches leider durch die finanziellen Verhältnisse Griechenlands gefährdet ist, zu charakterisieren, sei erwähnt, dass dadurch der Weg aus dem adriatischen Meere nach dem Piræus, dem emporstrebenden Hauptstapelplatze des neuen Griechenland, um 325 km verkürzt wird. Infolge dessen bietet der Canal nicht nur für

österreichische und italienische, sondern selbst für französische Schiffe, welche von Toulon-Marseille aus Sicilien umfahren, eine wesentliche Abkürzung der Orientfahrten. Zur Bestreitung der Kosten beziehw. der Verzinsung des Unternehmens soll ohne Unterschied ein Betrag von 1 Drachme (= 1 Krone nom.) von jedem Passagier und außerdem der entsprechende Warencoll erhoben werden. Ob das Unternehmen hiemit seine Rechnung finden wird, kann erst die Zeit lehren, und man möchte dies im Interesse des schwer leidenden Landes gerne wünschen.

Angekommen auf der Sohle des Canals konnten wir die ausgeführten Arbeiten beobachten. Der Canal ist 23 *m* breit bei 8 *m* Wassertiefe. Infolge der fast gleichen Wasserstände der angrenzenden Meerbusen und der Kürze des Durchstiches (6.3 *km*) bedurfte es keiner Schleußenanlage. Auf dem höchsten Punkte des Isthmos 78 *m* über dem Wasserspiegel erhebt sich ein weithin sichtbarer Leuchthurm, dessen Licht aber kaum genügend sein dürfte. Das Erdreich ist an der Ein- und Ausfahrt zum Theile angeschwemmtes Terrain, dagegen in der Mitte etwa 1½ *km* lang hartes, felsiges Gestein, wo die Bohrmaschinen harte Arbeit hatten. Freilich ist an dieser Stelle die Sicherheit der schwach geneigten Canalwände bedeutend größer, während die anderen Stellen theils durch Terrassen, theils durch Mauerwerk geböschet werden müssen. Und selbst da konnte man schon vielfach Risse und Mängel bemerken. Im Canale herrschte trotz des Sonntags reges Leben. Auf drei Schienensträngen bewegten sich Maschinen hin und her, Wasser zu heben, Erdreich und Steine zu verladen. Aus Athen und dem Peloponnes waren noch vor der Eröffnung Vergnügungszüge eingeleitet, und es bewegten sich zahlreiche Gruppen von Griechen in ihrer Nationaltracht, zum Theile unter Führung ihrer Popen, auf und ab. Selbst eine Musikkapelle war da, nach deren Klängen eine lustige Gesellschaft Tänze aufführte, insbesondere die Abart des albanesischen Kolo, die wir auch zuvor in Nauplia abends anlässlich des Constantinstages gesehen hatten. Weit verschieden von unseren Tänzen besteht diese in einer Art rhythmischer, langsamer Bewegungen der Tanzenden, welche sich bei der Hand haltend im Kreise (Kolo) unter melancholischen Gesängen bewegen. Überhaupt habe ich in Griechenland soviel Wehmüthiges in den Gesängen des Landvolkes beobachtet, was wohl mit der langen Unterdrückung des Volkes zusammenhängt. Es ist eine Gewohnheit des einfachen Griechen, auf der Reise zu Pferde oder im Eisenbahnzuge in näselndem Tone eigenthümliche Klagemotive zu singen oder vor sich hinzusummen. Oft entstehen daraus ganze Responsorien der Mitreisenden. In ihnen tritt der durch die lange Unterdrückung schwermüthig gewordene Charakter des Volkes hervor, verschieden z. B. von dem heiteren Treiben, wie man es in der Umgebung Neapels kennen lernt.

Weiter wandernd kamen wir an die Stellen des festen, felsigen Gesteines, aus welchem Wasser, quellenartig gefasst, hervorsprudelte. Sein Geschmack ist gut, was für die bei den Canalbauten Beschäftigten von großer Bedeutung war. Ungefähr in der Mitte des Canals übersetzt ihn in einer Höhe von 52 *m* die Brücke der Peloponnesbahn.

Die Wände des Canals steigen in leichter Neigung bis zu 70 *m*

an und erreichen bei dem oberwähnten Leuchtthurme mit 78 m die größte Höhe, um dann gegen Osten wieder allmählich abzufallen. Im östlichen Theile des Canals arbeiteten noch die Bohrmaschinen, die Sohle war theilweise mit Sickerwasser gefüllt, und man konnte nur auf Schrittsteinen vorwärts kommen. Infolge der Freundlichkeit, wie sie die Griechen Fremden gegenüber gerne und uneigennützig bekunden, konnten wir auf einer der Locomotiven Platz nehmen und langten mit der erwähnten Musikkapelle am östl. Ende des Kanals bei dem Städtchen Isthmia an. Es ist freilich nur eine in der Eile hergestellte Ansiedlung, meist Bretter- oder Riegelbauten; doch fanden wir in den fliegenden Wirtschaften (Chanis) ein lebhaftes Treiben, wie man es eben im Süden so vielfach kennen lernt. Der Ausblick vom östlichen Canalende in den Golf von Aegina ist ganz malerisch, insbesondere treten die Contouren der Insel Salamis und im Hintergrunde die attischen Berge hervor.

Bei starkem Sturme wanderten wir längs der Meeresküste nach Kalamaki, das ehemals Dampfbootstelle war und gegenwärtig Eisenbahnstation ist. Die Gegend am Isthmos selbst ist ziemlich öde. Auf magerem Boden wird hier Gerste gebaut, die theils eingeheimst war, theils geschnitten da lag. Nicht einmal der sonst einheimische Ölbaum ist hier verbreitet. Überhaupt macht der Ölbaum in Griechenland nicht überall den erwarteten Eindruck. Selbst in der attischen Ebene ist die Heiligkeit mit der ihn die griechische Sage umgab, unerklärlich. Matt erscheint die Färbung, unbedeutend die Formen. Schöne Ölbäume habe ich u. a. auf Corfu gesehen. Hier erlangen sie unter dem guten und fruchtbaren Klima jenen Formenreichtum und jene Mannigfaltigkeit, wo schon vom Boden aus alle Theile des Stammes auseinandergehen, gerade und krumm, um sich doch wieder in der Krone zusammenzufinden. Hier entfaltet der Ölbaum alle Formen und Bildungen, deren Verschiedenheit reizend ist und uns ahnen lässt, warum dem Griechen die Natur beseelt war und in den Bäumen und Gewächsen Dryaden hausten.

Vor dem Sturme mussten wir in den Wartesaal flüchten, einen höchst bescheidenen Raum, in dem einige Griechen ihre Nargileh rauchten, andere türkischen Kaffee tranken. Das Buffet wies auch Flaschenexportbier auf, dessen Güte wir aber bei der im Raume herrschenden Hitze nicht prüfen mochten. Deshalb begnügten wir uns mit einem Masticha, einem mit dem Harze des Mastixbaumes destillirten süßen Liqueur, der mit Wasser gemischt wird und dann eine milchige Flüssigkeit bildet. Ein sonderlicher Genuss ist es nicht, und jedenfalls ist der rezinierte d. h. mit Harz versetzte Wein vorzuziehen. Der Sturm wüthete stark und drang überall durch Fenster und Thüren des nicht eben fest gefügten Gebäudes. Der Zug traf um 5 Uhr ein, und wir fuhren über Megara und Eleusis wieder nach Athen, das wir abends erreichten.

So hatte ich eine in der Sage und Geschichte einst vielgenannte Gegend durchwandert, die nun freilich ein ganz anderes Aussehen und eine andere Bestimmung gewonnen hat. Während unsere Zeit den Isthmos zur bequemerer Verbindung durchstochen hat, und an seiner Südküste die Eisenbahn dahinführt, war die Gegend in alter Zeit ein wichtiger Ver-

theidigungspunkt, und eine Mauer, welche seit den Perserkriegen bis in die Türkenzeit wiederholt (u. a. durch die Venetianer 1463 und 1696) erneuert wurde, zog sich quer über denselben. Reste davon finden sich an einigen Stellen und man kann ihre Richtung noch ziemlich verfolgen. An einer Kreuzung der Landstraße von Korinth nach Kalamaki will man sogar Substructionsreste der Schleifbahn erkennen, auf der die Schiffe aus dem westlichen ins östliche Meer gezogen wurden.

8. Auf dem Schlachtfelde von Marathon.

Halb von öden Gebirgen umkränzt streckt Marathons heil'ge
Thalflur gegen des Meers schimmernde Bucht sich hinab.
Feierlich schweigt es umher, stumm kreisen die Adler, und einsam
Über dem weiten Gefild schwebt der Gefallenen Ruhm.
E. Geibel.

Am 9. Juni zeitlich morgens brachen wir in Gesellschaft von Athen auf. Der Weg führt an dem kgl. Palaste vorbei auf die Landstraße nach Kephisia. In dem hier am Fuße des Lykabetos sich ausbreitenden Stadttheile liegt rechts an der Straße das Priesterseminar, links das Kloster „der Engel“ (*τῶν ἀσωμάτων*). Das erstere Gebäude bezeichnet ungefähr die Stelle des alten Lykeion, einer Gartenanlage am Tempel des Apollon Lykios, wo Aristoteles lehrte, das zweite die des Kynosarges, eines dem Herakles heiligen Gymnasiums, wo Antisthenes, der Stifter der kynischen Schule, seine Schüler versammelte. Hinter Anpelokipi, das an der Stelle des alten Demos Alopeke liegt, aus dem Aristides und Sokrates stammten, theilt sich der Weg nach Marathon ab. Nach beiden Seiten sind schöne Ausblicke, rechts auf den Rücken des Hymettos, links auf die Turko Wuni, in deren Hintergrunde das Pentelikon hervorschaut. An seinem Fuße schimmern im Morgenlichte aus Ölwäldern und Gärten die lieblichen Orte Marusi und Kephisia hervor. Am Pentelikon selbst sieht man die Marmorbrüche, und wie in den Felsen hineingebaut liegen die Gebäude des Klosters Pentele oder Mendeli. Bald sind wir am Eingange der gut angebauten Mesogaia d. h. Binnenlandes. Bei Jeraka überschreiten wir die Bahnlinie nach Laurion und fahren am Südfuße des Pentelikon, das noch immer nach griechischen Begriffen gut bewaldet ist, nach dem Dorfe Charwäti. Durch einen ausgedehnten Ölwald gelangt man zu dem Maierhofe Pikermi, wo Station gemacht wird und die tags vorher von Athen vorausgesandten Pferde gewechselt werden.

Bald wendet sich die Straße nach Norden, links und rechts von bewaldeten Höhen begleitet. Die Gegend ist höchst einsam. Man trifft kaum einen Wanderer, sieht kein Dorf. Endlich erreicht man eine Anhöhe, von der aus sich ein umfassender Blick auf die Bucht und die Ebene von Marathon bietet, während im Hintergrunde der langgedehnte Rücken der Insel Euboea hervorschaut. Die Straße senkt sich allmählich und führt am Ostfuße der Vorhöhe des Pentelikon Agrieliki hin, während zur rechten sich der Blick auf das blaue, im Sonnenscheine schimmernde Meer aufthut, in

die Ebene von Marathon herab. Nach 4stündiger Fahrt hält der Wagen bei einem einsamen Bauernhofs mitten in der Ebene.

Auf dem Schlachtfelde von Marathon! Welcher Gebildete sollte nicht von tiefer, innerer Erregung erfüllt sein, eine Stätte zu betreten, wo Jahrtausende auf uns herabblicken, einen Walplatz zu sehen, wo das Geschick des Griechenvolkes, ja vielleicht Europas vorbereitet und entschieden wurde im Kampfe gegen asiatisches Barbarenthum! Viel wurde die That von Marathon bei den Griechen gerühmt, und es war der größte Stolz eines Atheners, ein Nachkomme der Marathonkämpfer zu heißen.

Bald nach der Ankunft wanderten wir zu dem aus der Ebene aufragenden Hügel, Soros genannt. Derselbe ist niedrig (10—12 m hoch), hat etwa 200 Schritte im Umfange und ist mit etwas Gestrüpp bewachsen. Man merkt jetzt stark die Spuren wiederholter Durchsuchungen, denen er durch Schliemann und andere unterworfen wurde. Seit alter Zeit gilt er nämlich als das Grab der in der Schlacht von Marathon gefallenen Athener*) und die neuesten Nachgrabungen, welche die griechische Regierung im J. 1890 vornehmen ließ, haben diese Annahme wieder bestätigt. Von dem Hügel hat man einen trefflichen Überblick über die Gegend und das Schlachtfeld.

Die Ebene von Marathon ist auf drei Seiten von Gebirgen eingeschlossen und gegen Süden dem Meere zugekehrt, welches dort eine ziemlich weite Bucht bildet. Die Ebene erstreckt sich in der Richtung von Südwest gegen Nordosten etwa zwei Stunden, und ist etwa eine Stunde breit. Im Westen und Südwesten bilden ihre Begrenzung Ausläufer des Pentelikon, die Höhen Agrieliki, Aphorismos und Kotroni, im Nordosten die rauhen Bergzüge der Diakria, welche an der Ostküste bis zum Meere reichen und gegen Süden in einem langgestreckten Vorgebirge endigen, welches nach seiner Gestalt Kynosura („Hundsschwanz“) genannt wird.

Die Ebene ist gut bebaut. Weizen- und Maisfelder, vor allem aber Weinpflanzungen bedecken sie, während die Abhänge der Berge mit Ölbäumen bestanden sind. Eine eigenartige Abwechslung bringen in das Grün der Ebene einzelne Bestände wilden Oleanders, der in mächtigen Stöcken seine zahllosen Blüten treibt. Der Raum der Ebene ist aber nicht durchaus anbaufähig, sondern durch zwei Sümpfe eingeschränkt. Der kleinere, Vrexissa genannt, liegt am Eingange der Ebene im Süden, rechts von der in nördlicher Richtung nach dem heutigen Marathona führenden Straße. Dieser Sumpf bildet mit der westlich angrenzenden Vorhöhe Agrieliki eine natürliche Wehr für die nach dem Binnenlande führende Straße. Ein weit größerer Sumpf nimmt den nordöstlichen Theil der Ebene fast vollständig ein. Der übrig bleibende Theil der Ebene wird in seiner Mitte von einem aus dem Gebirge herabkommenden Gießbache Charandhra durchschnitten.

Westlich davon, ungefähr eine Viertelstunde vom Meere entfernt, liegt der Soros, von dem aus wir nun den Blick über das eigentliche Schlachtfeld schweifen lassen. Nach drei Richtungen ist unser Ausblick durch die Gebirge begrenzt, im Osten wird darüber hinaus die langgestreckte Insel Euboea in

*) Pausanias, der das Schlachtfeld besuchte, erzählt: *Τάφος δὲ ἐν τῷ πεδίῳ Ἀθηναίων ἐστίν, ἐπὶ δὲ αὐτῷ στήλαι τὰ ὀνόματα τῶν ἀποθανόντων κατὰ φηλὰς ἐκάστων ἔχονσαι καὶ ἕτερος Πλαταιεῦσι Βοιωτῶν καὶ δούλοις.*

ihrem südlichen Theile sichtbar. Im Nordwesten und Westen steigen zwei Thäler an, das von Marathon und Wraná. In das letztere Thal, nach dem heutigen Wraná, versetzt man das alte Marathon, wo die Athener in stark befestigter Stellung beobachtend lagerten. Die Schlacht bei Marathon ist gerade in neuester Zeit Gegenstand eingehender Untersuchungen und Arbeiten gewesen. In alter Zeit berichtet am ausführlichsten über die Schlacht Herodot, welcher etwa 40 Jahre nachher die mündliche Überlieferung niederschrieb. Als die Perser nach dem Zuge gegen Eretria auf den Rath des Hippas in der marathonschen Ebene ihr Heer ans Land setzten, um von da aus in südlicher Richtung nach Athen vorzudringen, zogen ihnen die Athener mit einem eilig aufgebotenen Heere von 10.000 Mann, das durch Selaven verstärkt war, entgegen. Vor dem Kampfe stießen noch 1000 Platäer zu ihnen, während die Spartaner ihre Beihilfe erst in Aussicht stellten. Absicht des Miltiades war es offenbar, den Persern den Weg nach Athen zu verlegen, und dies war in dem oben angegebenen Engwege zwischen dem der Höhe Agriekliki und dem Sumpfe Vrexissa wohl möglich. Nach Herodot (VI, 102) hätte Hippas die marathonsche Ebene zur Landung hauptsächlich deswegen empfohlen, weil sie für die vortreffliche persische Reiterei zum Kampfe besonders geeignet schien. Aber in keinem Schlachtberichte wird ihr Eingreifen erwähnt, so dass man wohl annehmen muss, sie sei schon wieder eingeschifft gewesen. Offenbar hatte die persische Heeresleitung erkannt, dass die Ebene für einen erfolgreichen Kampf nicht so günstig war, als man geglaubt hatte. Und ihr Plan, hier das ganze Fußvolk und die Reiterei voll zu entfalten, musste angesichts der festen und beherrschenden Stellung, welche die Griechen einnahmen, aufgegeben werden. Auch ein Angriff auf dieselben musste mit Rücksicht auf die Terrainverhältnisse, wobei der linke Flügel der Perser gegen den Sumpf Vrexissa gelehnt gewesen wäre, aussichtslos, ja gefährlich erscheinen. Also hatte Datis wohl beschlossen, aus der Ebene abzuziehen und an einem anderen Punkte die Landung zu versuchen. Dieser Abzug sollte nun aber nicht ohne Behinderung seitens der Griechen vor sich gehen. Es ist offenbar das Verdienst des Miltiades, der hiebei von dem Archon Kallimachos unterstützt wurde, den richtigen Zeitpunkt zum Angriffe gewählt zu haben, als die persische Heeresleitung die Aussichtslosigkeit eines Kampfes gegen die im Gebirgsdefilée stehenden Griechen einsah und die Reiterei, ihre gefährlichste Waffe, wieder einschiffen ließ. Der folgende Kampf war also ein Kampf des Fußvolkes, in welchem die griechischen Hopliten im Vortheile waren. Über den Verlauf der Schlacht berichtet Herodot (VI, 111). Den rechten Flügel, bekanntlich den Ehrenposten in der Schlachtlinie, befehligte der Polemarch Kallimachos. Auf dem linken Flügel standen die Platäer. Das griechische Heer nahm eine gleiche Länge in der Aufstellung ein wie das persische, daher stand sein Centrum nur wenige Reihen tief. Nachdem die Opfer günstig ausgefallen waren, stürmten die Athener im Laufschrift gegen die Barbaren, obwohl der Abstand beider Heere nicht weniger als acht Stadien betrug. Als dies die Perser bemerkten, hielten sie es für Wahnsinn, da sie geringer an Zahl, ohne Reiterei und Bogenschützen, im Sturmschrift heran-

kämen. Aber die Athener kämpften ruhmvoll, als sie in dichter Schar an die Barbaren herangekommen waren. „Denn zuerst von allen Hellenen, die wir kennen; stürzten sie sich im Sturmschritte auf die Feinde, zuerst ertrugen sie den Anblick der medischen Kleidung und der damit bekleideten Männer; vorher war der bloße Name der Meder schon den Hellenen ein Schrecken.“

Im Centrum, wo die Perser und Saker standen, siegten die Barbaren, auf beiden Flügeln die Griechen. Miltiades gab nun den Flügeln Befehl, von der Verfolgung der Feinde abzustehen und sich gegen das Centrum zu wenden. Und hierauf sei dieses geschlagen worden. Die Verfolgung habe sich bis an das Meer erstreckt, wo die Griechen Feuer verlangten und Hand an die Schiffe legten, wobei Wunder der Tapferkeit verrichtet wurden.

Können wir auch aus diesem Berichte über den Verlauf der Schlacht im allgemeinen eine Vorstellung gewinnen, so ist er hingegen bezüglich der Stelle, wo sich der Kampf abspielte, vollkommen unklar. Dabei ist auch die Frage unentschieden, ob die Griechen es mit der vollständigen Macht der Perser (die Reiterei ausgenommen) oder nur mit einem Reste, der etwa noch nicht eingeschifft war, zu thun hatten. Aus mehreren Gründen möchte man sich für das erstere entscheiden. In welchem Theile der Ebene der Hauptkampf stattgefunden hat, lässt sich schwer constatieren. Denn durch den Bach Charadhra zerfällt die Ebene in einen südwestlichen und nordöstlichen Theil, an deren Enden ein Sumpf liegt. Pausanias (I, 32, 6) berichtet: „Bei Marathon ist eine Quelle, Makaria genannt. Dasselbst befindet sich ein größtentheils versumpfter See, in den die Barbaren, des Weges unkundig, auf der Flucht geriethen und hier sollen die meisten niedergehauen worden sein.“ In gleichem Sinne bewegt sich auch seine Beschreibung des auf die Schlacht bezüglichen Gemäldes in der Stoa poikile in Athen. Ob die Entscheidung östlich von dem Bache Charandhra am großen Sumpfe stattgefunden hat oder westlich davon am kleinen Sumpfe, wird kaum sicher zu bestimmen sein. Im letzteren Falle, und das ist die verbreitetere Ansicht, würde der Soros die Mitte des Schlachtfeldes bezeichnen, und es wäre erklärlich, dass an dieser Stelle, wo die meisten Athener im Kampfe gegen das Centrum fielen, auch ihr Ehrendenkmal aufgerichtet wurde, auf dem die Namen der Gefallenen verzeichnet waren.

Nachdem wir uns an der Hand der Herodoteischen Darstellung über die Lage und die Verhältnisse des Schlachtfeldes orientiert hatten, wanderten wir weiter in der Ebene. An einem Kelterhause mit einer Wein- und Ölpresse vorüber kamen wir bei einer einzelnen Cypresse zu einem quadratischen Unterbaue. Man nennt ihn Pyrgos und wollte darin die Reste eines Grabdenkmals des Miltiades, von dem Pausanias erzählt, oder eines Tropaeums erblicken. Von dem zweiten Grabhügel, welcher die gefallenen Platäer und die ob ihrer Tapferkeit ebenfalls dieser Ehre würdig erkannten Slaven deckte, ist keine Spur vorhanden.

Nach Mittag kehrten wir zum Bauernhause zurück, wo wir uns an einer Nische der Wand unter einem großen Ölbaum zum frugalen Mahle setzten, das wir aus Athen mitgenommen hatten. Ländlich-sittlich war das Tafelgeräthe. Ein schadhafter Tisch von schwerer Zimmermannsarbeit,

drei eben solche Bänke, über welche unser Kutscher die Wagenpolster legte; Messer gab es nicht, die Bäuerin brachte nur ein paar blecherne Gabeln und eiserne Teller nebst Gläsern. Gleichwohl mundete uns das Essen im kühlen Schatten trefflich und noch mehr der marathonsche Wein, dem man den Harzgeschmack gar nicht anmerkte. Die Ebene erzeugt viel Wein, welcher auf Segelschiffen von hier verfrachtet und selbst nach Frankreich verführt wird. Wie ärmlich es in so einsamen Bauernhäusern in Griechenland aussieht, kann man sich kaum vorstellen. Wir besahen uns die Wohnräume, die Stallung u. s. w. In einem elenden Schuppen waren thönerne Weingefäße im Erdboden eingelassen. Auch eine Weinpresse war da. Noch stehen die Griechen in der Weinbereitung auf dem Standpunkte ihrer Vorfäter. Dafür trinkt man aber auch auf dem Lande unverfälschten Wein, der mit seinem Harzzusatze namentlich zur Sommerszeit gesund und erfrischend ist.

Um 4 Uhr machten wir uns wieder auf den Heimweg. Es war ein schöner Nachmittag. Köstliche Luft, herrliche Beleuchtung. Kurz nach unserer Ausfahrt gieng in den Bergen des Penteliken ein Regen nieder, der eine erfrischende Kühle verbreitete. Herrlich war der Rückblick auf die Ebene und das davor sich ausbreitende blaue Meer, das im Sonnenlichte widerstrahlte. Zum letztenmale glitt von der Höhe bei Xylokerasa unser Blick hernieder auf die ruhmreiche Walstatt. Am 17. Metageitnion (12. August) des Jahres 490 v. Chr. hatte hier der Kampf getobt. Edle Bürgertugend, nationale Begeisterung und tüchtige Führung hatten den Sieg der Athener herbeigeführt. Seine Folgen für das athenische Staatswesen waren groß. Der in den folgenden Jahren eingetretene Aufschwung, den Athen unter Aristides und Themistokles unter edlem Wettstreit der Bürger für das Gemeinwohl und das Vaterland nahm, ist wesentlich auf das Ereignis von Marathon zurückzuführen. Kein Wunder also, dass der Ruhm der Athener gepriesen wurde, soweit die griechische Zunge klang.

9. Auf der Südspitze Attikas.

Wie lebhaft erregte es einst meine jugendliche Phantasie, als ich las und hörte, die von Cap Sunion im Süden Attikas heraufziehenden Schiffer hätten schon aus weiter Ferne die vergoldete Lanzen Spitze des ehernen Standbildes der Athene Promachos*) auf der Akropolis erblickt! Mochte etwas von dieser Erinnerung in mir noch nachklingen, als ich auf attischem Boden weilte, ich hatte mir vorgenommen Cap Sunion, diesen ebenso historisch als landschaftlich interessanten Punkt Attikas, zu besuchen. Dies ließ sich um so leichter ausführen, als seit einigen Jahren ein Eisenbahnstrang bis in die etwa 2 Stunden davon entfernte Industriegegend von Laurion führt.

An einem schönen Maienmorgen traten wir, 2 Österreicher und ein College aus dem deutschen Reiche, die Fahrt vom Laurionbahnhofe

*) Pausanias I, 28, 2: *Ταύτης τῆς Ἀθηνᾶς ἡ τοῦ δόρατος αἰχμή καὶ ὁ λόφος τοῦ χαλκῆος ἀπὸ Σουνίου προσπέουσίν ἐστιν ἤδη σύνοπτα.*

in Athen an. Eigentlich ist es kein Bahnhof; der Zug fährt einfach mitten auf der belebten Straße „vom 3. September“ vor, die Locomotive wird auf der Drehscheibe gewendet und fährt vor den Zug, der sich nun in nördlicher Richtung bewegt. Vorher haben wir in einem nahen Gebäude unsere Fahrkarten gelöst, u. z. dritter Classe, weil wir ja gerne mit dem Volke in Berührung kommen, um sein Wesen und seine Sprache zu lernen.

Das griechische Eisenbahnwesen hat erst seit etwa 10 Jahren eine stärkere Entwicklung genommen; das Königreich hat noch kaum 1000 Kilometer Eisenbahnen. Im allgemeinen sind die Waggons, bes. die der sog. Peloponnesbahnen, in denen wir durch die Täfelchen „Waggonfabrik in Wr.-Neustadt“ so oft an die liebe Heimat erinnert wurden, hübsch und praktisch eingerichtet. Weniger comfortabel sind die der Laurionbahn, die eigentlich nur eine Localbahn ist und die Verbindung jener industriereichen Gegend mit der Hauptstadt herstellt. Bald nach der Ausfahrt tritt rechts der Athen im Osten beherrschende Berg Lykabetos hervor, dessen schöne Umrisse durch die dort angelegten Steinbrüche leider immer mehr verloren gehen. Links blicken wir hinüber nach dem attischen Ölwalde und der Kephissosebene, aus welcher der niedrige Kolonoshügel hervorragt, in dessen Nähe die sagenumwebte Heimat des größten griechischen Tragikers Sophokles lag. Auf dem Hügel erheben sich jetzt, weithin sichtbar, die einfachen Grabstelen zweier um die griechische Alterthumsforschung hochverdienter Männer, des Deutschen Otfried Müller, der in jungen Jahren dem attischen Fieber erlag († 1840), und des Franzosen Charles Lenormant († 1859). Zu beiden Seiten der Bahn ziehen sich Obst- und Weingärten hin, bes. in dem freundlichen Patisia, das von Athen aus seiner Gastwirtschaften wegen viel besucht wird. Rechts erscheint der Höhenzug der Turko Wuni (Türkenberge), während links in weiterer Entfernung die Höhen des Parnes die attische Ebene abschließen. Die Bahn behält die nördliche Richtung bei bis Arakli, von wo ein Strang nach Kephisia, der am Fuße des Pentelikon reizend gelegenen Sommerfrische der Athener führt. Unser Zug nimmt aber die Richtung nach Südosten bis Chalandri und von da östlich nach Jeraka. Wir sind am Eingange der Mesogaia, des „Binnenlandes,“ das nördlich bis zum Pentelikon, westlich bis zum Hymettos und südlich bis zu den Bergen von Laurion reicht.

Während der Zug langsam die Passhöhe hinauffährt, haben wir Muße, unsere Mitreisenden zu beobachten. Der Wagen ist nicht stark besetzt. Es sind u. a. zwei Landgendarmen, (*χωροφυλάκες*), Bauern und Bäuerinnen in griechischer und albanesischer Tracht und Arbeiter. Sie mustern uns neugierig, und bald richtet einer an uns die auf griechischen Bahnen dem Fremden schon gewohnten Fragen: Wer bist du? Woher bist du? Was machst du jetzt? u. s. w. Bald erregt das Fernglas, bald der „rothe“ Bädeker ihre Neugierde, die wir aus eigenem Interesse gerne befriedigen. Das Treiben auf den Stationen und im Zuge amüsierte uns vielfach. Es war ein höchst gemüthlicher Zug bei der ganzen Fahrt. Die Leute stiegen in den Haltestellen aus, tranken ein immer bereites *κρασί* d. h. mit Harz versetzten Wein. Der Zugsführer schäkerte mit dem Stationspersonale. Auf einer Station erblickten wir zwei Bäuerinnen in reichem Festgewande.

Mehrfach interessierte uns ein dicker, trotzdem sehr beweglicher Mann, der unaufhörlich in den Waggonen hin und her rannte. Später erfuhren wir, dass es der den Zug begleitende Postbeamte war, der in den Stationen die Post entgegennimmt.

Endlich hat der Zug die Passhöhe überschritten und fährt nun in südlicher Richtung, den Hymettus im Westen, durch die gut angebaute und fruchtbare Ebene des „Binnenlandes.“ Überall sehen wir Leute auf den Feldern mit dem Schneiden und Ernten der Gerste beschäftigt; aber auch Weizen, Wein und Ölbäume gedeihen hier vortrefflich. Die Dörfer sind groß und haben schöne Gebäude und Gehöfte. Da liegt anmuthig am Fuße des Hymettus Liópesi mit 1600 Einw. Es nimmt die Stelle des alten Paecania ein, aus dem der große Redner Demosthenes hervorging. Weiter liegt das ansehnliche Dorf Korópi mit 2800 Ew. Im Osten wird hier im Hintergrunde die Insel Euboea, jetzt Negroponte, auf einige Zeit sichtbar. Wir fahren noch an einigen Ortschaften vorbei bis Keratéa, das mitten in Gärten gelegen ist, und gelangen allmählich an die laurischen Höhenzüge. In einem langen Thaleinschnitte zieht sich die Bahn bis Thorikó, das durch seinen Namen an das alte Thorikos erinnert, in dessen Ruinen ein findiger griech. Zeitungs-Correspondent neuerdings ein „zweites Pompei“ gefunden haben wollte. Links von der Bahn erblicken wir deutlich die Ruinen des antiken Theaters, dessen merkwürdigerweise ovaler Zuschauerraum gegen Süden geöffnet war. Westlich ragt noch ein bis zu ziemlicher Höhe erhaltener antiker Wirthurm empor. Immer mehr macht sich die Nähe der Bergwerke von Laurion bemerkbar. Wir sehen die Luftschächte, hie und da den Schlot einer Fördermaschine. Bald tritt die Bahn an das Meer und mündet nach über zweistündiger Fahrt in der Bucht von Laurion, dem Endpunkte der Bahn. Das Bild, das sich vor unseren Augen entrollt, ist ganz verschieden von dem bisher Gesehenen. Überall rauchen und dampfen Schlote, in der Bucht liegen Dampfer und Segler, Schienenstränge führen von allen Seiten nach dem Hafen. Der Name der Bucht Ergastiri (Werkstätten) erinnert daran, dass hier schon in alter Zeit reger Betrieb herrschte.

Jetzt macht Laurion den Eindruck einer modernen Industriestadt. Es hat 5100 Einwohner, regelmäßige Straßen mit Arbeiterhäusern, große Hüttenwerke und reges Leben. Während sich die Berge halbkreisförmig um den Ort herumziehen, liegt davor der geräumige und tiefe Hafen, in dem immer einige Dampfer mit dem Verladen der Erze und Ausladen von Kohle beschäftigt sind, während Segler den Verkehr mit den Nachbarinseln vermitteln.

Wir begaben uns nach der Ankunft zunächst in das ganz gut eingerichtete Hotel Europa, wo die zahlreichen, meist ausländischen Beamten der Bergwerksgesellschaften verkehren, und suchten einen Wagen für die Weiterfahrt nach Cap Sunion zu versorgen. Die Unterhandlungen führten zu keinem Ziele. Ein Wagen war nicht zu haben, und die uns angebotene Segelbootfahrt nach Cap Sunion erschien zu unsicher. Da der Kellner meinte, der Hüttendirector sei ein Freund der Deutschen und werde uns vielleicht aushelfen, so giengen wir zu ihm und setzten ihm den Zweck unserer Ankunft und Sendung auseinander. Er nahm uns sehr freundlich auf,

erzählte u. a. von seiner Studienzeit in Freiberg und Leipzig. Er kannte auch die Werke in Przibram und hörte es mit Bedauern, als ich ihm von dem dortigen Grubenbrande und seinen traurigen Folgen erzählte. Er stellte uns seinen Wagen gerne zur Verfügung, führte uns dann durch die großen Hütten- und Fabriksanlagen und widmete uns auch seine eigenen Schriften über den Bergbau von Laurion in alter und neuer Zeit, die er in neu-griechischer, französischer und englischer Sprache herausgegeben hat.

Nach Tische fuhr der Wagen bei Hotel Europa vor, ein etwas übertragener Landauer, von einem Kutscher in albanesischer Tracht geleitet, und wir setzten uns nach dem Cap Sunion oder, wie es heutzutage heißt, Cap Kolonnäs in Bewegung. Der Fahrweg führt den Abhängen entlang in mäßiger Steigung meist mit Aussicht auf das nahe Meer hin. Rechts und links erscheinen Luft- und Förderschachte. Das Terrain ist nicht bebaut. Karger Graswuchs, einzelne Sträucher, hie und da eine verkümmelte Kiefer; es ist ziemlich öde und einsam. Vielfach liegen Thiercadaver umher, mehr oder minder im Zustande der Verwesung; die südliche Sonne besorgt diesen Process besser als bei uns im Norden. Bald taucht vor unseren Blicken eine langgestreckte, bergige und kahle Insel auf. Es ist Makronisi, im Alterthum Helene genannt. Hier soll die schöne Königin mit Paris gelandet sein. Der Ort mit seiner Einsamkeit scheint zu stillem Beisammensein geeignet. Jetzt ist die Insel unbewohnt und wird nur von Hirten oder Jägern bisweilen aufgesucht.

Nach halbstündiger Fahrt zeigten sich in der Ferne die Ruinen des Athenetempels auf Cap Sunion, die aber bald wieder verschwanden. Nach weiterer halbstündiger Fahrt langten wir an einer Bucht im Angesichte des Caps und zugleich am Ende des Fahrweges an, wo ein einsam stehendes Häuschen dem Wächter der Ruinen Unterkunft bietet. Wir sind hier förmlich von der Welt abgeschlossen. Tiefe Einsamkeit umgibt uns, die nur von dem gleichförmigen Wellenschlage des Meeres vor uns unterbrochen wird.

Wir steigen herunter zum Meeresstrande der das Cap Kolonnäs im Westen begrenzenden Bucht und gelangen im Sande wattend an den Fuß des etwa 60 m hohen Felsenvorsprunges, welcher als der höchsten Punkt Attikas in das Meer hinausragt und durch eine Landenge mit dem Hinterlande zusammenhängt. Ein bequemer Fußpfad führt in Windungen zu der Höhe hinauf. Langsam steigend erklimmen wir die Höhe des kleinen Plateaus und stehen nun unmittelbar in den Ruinen des Athenetempels.

„In ganz Attika,“ sagt Lord Byron, „wenn wir Athen selbst und Marathon ausnehmen, ist keine Landschaft anziehender als Cap Kolonnäs.“ Und in der That, es übt einen eigenen Zauber aus, von dieser gewissermaßen ins Meer hinausgeschobenen Hochwarte den Blick in die Runde schweifen zu lassen. Vor uns breitet sich das Meer aus, das die Sonnenstrahlen tausendfach widerspiegelt. Und in ihm

„Da liegen sie wie Blumen eines Kranzes
Dahingestreu't aufs blaue Meer,
Die Inseln Griechenlands, und hehren Glanzes
Bestrahlt sie noch die Sonne des Homer!“ —

Fr. Gr. von Schack.